M. v. O.
Ggr. it.
0.107.

M. v. O.
Ggr. it.
O. 107,

Hist. c. 31.

Im Fluge

durch's alte romantische Land.

Sommerreise durch Spanien

von

Alfred von Seefeld.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Inhalt.

		Seite
1.	Paris	5
2.	Paris und Umgebung. Bordeaux	15
3.	Der Philosoph im Collège de France	24
4.	Die Pyrenäen	32
5.	Lourdes. Bayonne. San Sebastian	41
6.	Burgos. Escorial	50
7.	Madrid	59
8.	Allerlei Spanisches	68
9.	Aranjuez und Toledo	77
10.	Córdova. Sevilla	85
11.	Sevilla. Cadix. Gibraltar	94
12.	Gibraltar. Ausflug nach Afrika	102
13.	Tanger. Malaga. Die Alhambra	110
14.	Die Alhambra und Granada	115
15.	Der Generalife. Von Granada nach Malaga zurück	122
16.	Almeria. Cartagena. Das Palmenland Murcia und Elche	131
17.	Valencia. Barcelona	138
18.	Marseille. Nîmes	145
19.	Lyon. Genf	151
20.	Lausanne. Schloß Chillon. Nach Haus	159

1. Paris.

Rasch ändert sich die Welt. — Welche noch so ausschweifende Phantasie hätte noch vor kurzen fünfzig Jahren eine Leichtigkeit des Reisens sich vorstellen können, wie sie heute schon als selbstverständlich gilt! — Der inbrünstig heiße Sehnsuchtsruf des Faust:

> Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
> Und trüg' er mich in fremde Länder,
> Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder
> Nicht feil um einen Königsmantel sein —

er ist hinfällig geworden. Ein Fahrbillet, nöthigenfalls dritter Klasse, ist für wenige Thaler erworben — es bedarf keines Paktes mit dem Teufel mehr, um im Fluge die Welt zu sehen. Man speist beispielsweise noch zu Mittag in der Familie zu Haus, blickt schon am Abend durch die Gitter der mächtigen Eisenbrücke von Cöln auf den majestätischen Rhein, umwandert den gewaltigen Dom, promenirt am Ufer des rauschenden Stromes, drückt sich wieder in die Ecke des Coupé, schläft durch Rheinland und Belgien und ist zu Mittag in Paris. Will man unterwegs den leiblichen Menschen erquicken, so bietet die erste französische Station Jeumont (oder früher die belgische Grenzstation Verviers) bequeme Gelegenheit. Die Tische sind gedeckt und alles bereit, die Kellner rufen die Zeit ab: trente minutes! encore 25 minutes! encore 20 minutes! encore 15 minutes! etc., so daß man bis zur letzten Secunde ohne Angst, den Zug zu verfehlen, zu Tische sitzen kann. In Paris läuft der Zug in die Gare du Nord (den Nordbahnhof) ein, ein Beamter läßt sich beim Ausgang die Namen nennen, hat man nur Handgepäck, so ist man frei zu gehen (Cigarren-Vorräthe zu haben ist nicht rathsam, der

Zoll ist sehr theuer — der Deutsche lasse also lieber seine Glimmstengel zu Haus, und schränke das Rauchvergnügen ein wenig ein, wie es die Franzosen selbst auch thun), wird an der äußern Thür nochmal gefragt, ob man keine dem Octroi pflichtigen Dinge einführt, nimmt einen Fiacre und fährt ins Hôtel. Mein Reisegefährte und lieber alter Freund S. stimmte für das Hôtel d'Antin, Rue d'Antin — ein kleines nettes Haus, wenige Schritte vom Boulevard des Capuzines gelegen*), höchst bequem für alle touristischen Zwecke, wo wir von dem Wirth, Herrn Schober, freundlich empfangen wurden, uns rasch einrichteten und dann direct in das Pariser Treiben begaben. Dies war Anfang Juni 1876.

Die erste Frage daheim pflegt zu sein, wie denn jetzt der Deutsche in Frankreich aufgenommen ist. Nun, die äußere Politur des Franzosen aller Stände ist so vortrefflich, daß der Tourist, der nicht leichtsinniger Weise Händel provocirt, sicher sein kann, nur der größten Freundlichkeit, Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit zu begegnen. Unter dieser Oberfläche aber sitzt in Folge des unglücklichen Krieges gleichfalls bei allen Ständen ein so tiefer Groll und fanatischer Haß, daß ich als Deutscher jetzt noch nicht dauernd in Frankreich leben, oder gar dort Arbeit oder Stellung suchen möchte. — Der oberflächliche Verkehr bei Fragen, Erkundigungen, Einkäufen, Zusammentreffen im Omnibus oder Restaurant u. s. w., worauf sich ja die Beziehungen eines flüchtigen Touristen beschränken, ist übrigens durch die Festigkeit der einfachsten Anrede und Antwortform so sehr erleichtert. Pardon Monsieur, Pardon Madame! — Merci Monsieur, Merci Madame! — das sind zu Anfang und zu Ende jeden Gespräches die unerläßlichen Formen, mag man es mit Vornehm oder Gering zu thun haben. In

---

*) Jetzt durch die 1878 eröffnete Avenue de l'Opéra noch besser zugängig.

ihnen liegt von vorn herein die Bürgschaft eines angenehmen Verkehrs mit allen Ständen. Ganz ähnlich ist es in England, Italien und Spanien. Uns Deutschen fehlt diese feste Form. „Bitte, mein Herr!" klingt schon halb ausländisch, weil wir noch nicht dahin gekommen sind, auch den Tagelöhner, oder Hausknecht, oder Soldaten, der uns begegnet, „Mein Herr" anzureden. Und nun gar die Anrede der Damen: Gnädige Frau, gnädiges Fräulein, Madame, Mamsell, Jungfer! — da soll mal ein Ausländer das Rechte treffen! Selbst Faust vergreift sich bekanntermaßen in der Anrede: Mein schönes Fräulein! — denn Gretchen antwortet: Bin weder Fräulein, weder schön. Ich halte es für absolut unmöglich, diese Stelle im Französischen oder Englischen richtig wiederzugeben. Aber ich schweife ab, und wollte doch nur sagen, vergesse niemand die unscheinbare Form: mit Pardon Monsieur! und Merci Monsieur! ist man freundlicher Auskunft sicher durch das ganze Land.

Nun, so wären wir denn in Paris, der Metropole der Welt, der Sonne aller Nationen, um mit Victor Hugo zu reden. Und so ganz Unrecht hat er am Ende nicht, es ist nicht zu läugnen, daß Paris einen magischen Reiz auf die gesammte civilisirte Menschheit übt, ich sah dort einen Chinesen mit langem Zopfe in höchster Zufriedenheit spazieren gehen und in einer Buchhandlung einen kohlschwarzen Neger mit silberner Brille in Gott weiß welchen Kirchenvätern studiren. Halb Europa aber und Amerika ist in Paris vollends zu Hause. Doch wo soll man bei knapper Zeit beginnen? Will man in Paris alles, wenn auch oberflächlich, sehen, was es Schönes, Interessantes und Merkwürdiges gibt, so braucht man drei Wochen und muß dreihundert Seiten Bädeker abarbeiten; will man ohne Mühe einen allgemeinen Eindruck haben, so übergebe man sich dem ersten besten Fiacre auf zwei oder drei Tage und überlasse ihm die Führung.

Unser erster Weg am Morgen der Ankunft (7. Juni) war nach der Madeleine. Dieser mächtige Tempel im edelsten griechischen Stil ist der beste Ausgangspunkt für Kreuz- und Querzüge. Wechselvoll, wie die ganze neuere Geschichte Frankreichs, ist auch die Geschichte jedes einzelnen Bauwerkes. Die stolze Madeleine wurde von Ludwig XV. begonnen, von Napoleon zum Ruhmestempel der Soldaten der großen Armee bestimmt; Ludwig XVIII. wollte einen Bußtempel zum Andenken Ludwig XVI. daraus machen, die verschiedenen Revolutionen unterbrachen stets alle Pläne und sistirten die Arbeiten, und doch ist das Gebäude schließlich fertig geworden und hat im Ganzen vierzehn Millionen Franken gekostet. Und wer ahnt jetzt, wenn er von den hohen Stufen das Bild des friedlichsten, buntesten, elegantesten Lebens der schönsten Stadt genießt, daß auf diesen Stufen und in diesen Säulenhallen noch ganz vor Kurzem (im Mai 1871) die Leichen von dreihundert erschlagenen Commune-Kämpfern lagen, umgeben von Barrikaden und brennenden Gebäuden! Jetzt trägt das Gebäude die Inschrift „Liberté — Egalité — Fraternité —“ wie alle Kirchen und öffentlichen Gebäude. Auf wie lange? — Wer kann das wissen!

Madeleine — Bastille ist die frequenteste Omnibuslinie. Im Omnibus sieht man nichts; aber wer noch Turner genug ist, um hinaufzuklettern (à l'Impériale), der fährt stolz erhaben über das Gewimmel der Straße für drei Sous (zwölf Pfennige) eine Meile Weges, sieht die großen Boulevards, B. des Capucines, das Opernhaus, B. des Italiens, verschiedene Theater, die alten Triumphbögen: Porte St. Denis und Porte St. Martin, den großartigen Brunnen des Chateau d'Eau und hält endlich auf dem Platz der Bastille. Von der alten Bastille ist kein Stein mehr geblieben, nur noch der Name — und die Julisäule, auf den Gräbern der Freiheitskämpfer von 1830 errichtet, bezeichnet die Stelle, wo sie gestanden.

Von der Bastille fährt man auf einem andern Omnibus die Rue de Rivoli zurück, zum Hôtel de Ville, dessen Neubau sich 1876 noch hinter hohem Bauverschlag verbarg, am Tour St. Jaques vorbei zum Louvre und Palais Royal. Wir erstiegen den Thurm St. Jaques, den wohlrestaurirten Rest einer gothischen Kirche von 1500, der fast im Centrum von Paris gelegen eine superbe Rundsicht gewährt über Straßen und Boulevards, über den Lauf der Seine, über Kirchen, Kuppeln, Monumente, Paläste und — Ruinen. Das Palais Royal ist nach dem Brande von 1871 schon völlig wieder hergestellt, hinter demselben liegt ein Garten, welchen Arkaden mit brillanten Läden und trefflichen Restaurants umgeben, schon seit der Zeit, daß Philippe Egalité zur Verbesserung seiner Finanzen den alten Schloßgarten der Orleans zu Butiken ausschlachtete und vermiethete. Heute speist man in diesen Restaurants zu festen Preisen sehr gut und billig und segnet das Andenken des Fürsten, der ein Königsschloß zu so gemeinnützigen Zwecken herrichten ließ.

Nach genügender Stärkung und Erfrischung gingen wir hinüber, das Louvre und die Tuilerien zu sehen. Am Louvre sieht man keine Spuren der letzten Zerstörung mehr, die Tuilerien sind aber noch Ruine — der Anblick erinnert an das Heidelberger Schloß. Was hat die Menschheit nicht schon im Zerstören geleistet! — Auf der Seine fahren die „Mouches“ — kleine Dampfer, welche wie die Omnibus von jedem Passagier drei Sous erheben, gleichviel wie weit er mitfährt. Wir fuhren hinaus ganz bis Auteuil, wanderten durch das Bois de Boulogne, am Hippodrome de Longchamp und den berühmten Seen vorbei — und fanden, daß unser Georgsgarten bei Hannover, wenn auch nicht so ausgedehnt, doch in seiner Art eben so schön sei. Den ganzen Rückweg mußten wir zu Fuß machen, wir kamen an einem Skating-Palais (bei uns Skating-Rink genannt) vorbei, welches als Reclame einen Thurm

erbaut hatte, von welchem elektrisches Licht die ganze Umgegend überstrahlte. Es war dunkel geworden und der majestätische Bogen des mächtigen Arc de Triomphe de l'Etoile schien in dieser elektrischen Beleuchtung leicht und duftig in der Luft zu schweben; die elyseischen Felder waren ziemlich einsam, aber auf dem Place de la Concorde rauschten die Brunnen und Fontainen, die Wagen flogen hinüber und herüber, und im Schimmer des nordischen Gaslichtes, welches die großen Kandalaber ausströmen, stand der alte Obelisk von Luxor, der vieltausendjährige Zeuge wandelbarer Völker-Geschicke. — Wir aber waren froh, endlich an den Stufen der Madeleine die heutige große Rundreise beendet zu haben und unweit im gastlichen Hôtel die wohlverdiente Ruhe zu finden.

Den zweiten Tag (8. Juni) widmeten wir der Cité und dem rive gauche (linken Ufer) der Seine mit dem vielgenannten Quartier Latin. Auf dem Wege besuchten wir die Kirche St. Eustache, die großen Markthallen mit ihren historischen Dames des Halles (auf deutsch: Apfelhökerinnen) und überschritten vom Place du Chatelet die Brücke (pont au change), welche auf die berühmte Seine-Insel, den eigentlichen alten Kern der Stadt führt. Auch hier hat 1871 das Feuer gewüthet, doch hat ein günstiger Zufall gewaltet und wenigstens die Sainte Chapelle, das zierlichste und reizendste gothische Bauwerk von ganz Paris, 1245 erbaut, erhalten, obgleich sie rings von den brennenden Gebäuden des Justiz-Palastes umgeben war. Diese sind neu errichtet und damit auch hier dem Auge des Fremden jede Spur der letzten Ereignisse verwischt. Das Haupt-Interesse gewährt hier die alte ehrwürdige Kathedrale Notre Dame, deren beide Thürme nicht vollendet sind, wie bei den meisten großen gothischen Domen. Die Christenheit ist zu arm gewesen, zu sehr verstrickt in Fehden und Kriege, als daß sie die Gedanken ihrer größten Künstler hätte zu vollendetem Ausdruck bringen können. — Hinter der Notre Dame

am Ufer der Seine liegt ein kleines, niedriges Gebäude mit zwei Eingängen, und fast jeder Vorübergehende geht durch, zur einen Thür hinein, zur andern heraus. Es ist die Morgue, wo zur Recognoscirung die aufgefundenen Leichen Unbekannter ausgestellt werden. Es sollen im Jahre etwa zweihundertundvierzig vorkommen — eine der Kehrseiten von so viel Glanz und Pracht. — Auch in diesen Dingen zeigt die Statistik unerbittliche Zahlen!

Am linken Seine-Ufer finden wir das einzige romantische Fleckchen Erde im ganzen modernen Paris, das Musée de Cluny mit seinem lauschigen, schattigen Gärtchen und den mächtigen Ruinen altrömischer Bäder. Das Gebäude, spätgothisch, festungsartig, von hoher crenellirter Mauer umgeben, ist auf den Ruinen eines römischen Kaiserpalastes (von Constantius Chlorus um 300 gegründet) erbaut und die dazu gehörigen mächtigen Gewölbe der Thermen haben sich bis auf den heutigen Tag durch allen Wandel der Zeiten erhalten. Die alten Römer haben solide Arbeit gemacht, das Gemäuer ist noch so standfest wie vor 1500 Jahren, und man würde sich ganz in die alte Zeit hinein träumen können, wenn nicht wenige Schritte weiter, nur durch ein hohes eisernes Gitter davon getrennt, auf dem breiten Boulevard St. Germain das nimmer rastende Leben der modernen Großstadt hörbar auf- und abwogte. Den Eintritt in das Gebäude vermittelt die Vorzeigung der Paßkarte, auch genügt schon die Visitenkarte und ein kleines Trinkgeld, der Portier spricht sogar deutsch. Die innern Räume, holzgetäfelt, sind an sich im höchsten Grade malerisch und sehenswerth und vollgefüllt mit historischen und kunstgewerblichen Seltenheiten aller Art. Die Custoden geben für eine kleine Anerkennung gern jede gewünschte Erläuterung. Auch Voltaire's Kinnbacken ist in sauberem Glaskästchen dort aufbewahrt — da unsere Zeiten keine Heilige mehr produciren, so verehren wir die Reliquien von Spöttern. Auch ein Abguß des Hildesheimer Silberfun-

des ist dort aufgestellt. — In den Thermen ist das lebensgroße Steinbild eines Elephanten, im Garten sind allerlei Statuen und Stein-Ornamente aufbewahrt. Eine der neuesten Trophäen ist das Kreuz von der Kirche St. Wladimir in Sebastopol, Geschenk des Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff. So sehr es mich freut, wenn die Russen bei jedem Versuch, ihr Kosackenthum auszubreiten, heimgeleuchtet werden, so wenig kann ich es billigen, wenn die Generale Kirchthurmkreuze, oder was sonst transportabel ist, mitgehen heißen. So lange Raub und Einbruch strafbar sind, dürfte man doch solche Gegenstände nicht öffentlich ausstellen!

Die Sammlung moderner Gemälde im Palais du Luxembourg ist bekanntlich eine der interessantesten, die man sehen kann — es sind fast lauter Perlen — Deutschland indessen nur durch ein Bild von Achenbach vertreten, d. h. soweit ich bei flüchtiger Durchwanderung entdecken konnte. Besonders gefiel mir ein Bild von Hébert: Der Judaskuß, durch den wunderbar fein abgetonten Lichteffect, den das Licht einer Laterne, mit welcher der Verräther den Herrn gesucht hat, auf Christi weißem Gewande hervorbringt und durch die edle, ernste Haltung der Hauptfigur. Bädeker erwähnt dieses Bild nicht — doch länger dürfen wir uns im Luxembourg wohl nicht mehr aufhalten.

Noch steht die Sonne hoch und es gilt, die Zeit auszunutzen. Also flink an die Seine, die nächste Mouche bestiegen und zum Palais de l'Industrie in den Elyseischen Feldern gefahren. Dieses Palais ist im Wesentlichen der Glaspalast der ersten Weltausstellung von 1855, welcher conservirt ist und nun zu allen möglichen Schaustellungen benutzt wird. Vom 1. Mai bis 15. Juni dient er alljährlich dem „Salon", auf deutsch „Kunstausstellung der Werke lebender Meister", der Maler, Bildhauer, Graveure, Architekten und Lithographen. Die ausgestellten Kunstwerke werden geprüft und die Künstler mit Medaillen ausgezeich-

net, nämlich Medaille d'Honneur, Prix du Salon, Medaille der 1., 2., 3. Klasse. Dem Cataloge wird stets die Namenliste der jemals prämiirten Künstler vorgedruckt, doch scheinen die namhaftesten Größen auf diese Auszeichnung zu verzichten und ihre Werke „hors concours" auszustellen. Ferner sind im Cataloge bei dem Namen der Künstler die Wohnung und der Name ihrer Lehrer beigedruckt. — Die Lokalitäten sind vortrefflich geeignet; die Statuen und sonstigen Skulpturen waren im Garten unter Glasdach aufgestellt, zwischen Bäumen, Gebüsch und Blumen im schönsten Licht, es konnten mehre Hundert sein! Die Bilder hatten alle gedämpftes Oberlicht, es waren über 2000 — und dann noch 1000 Nummern Aquarelle, Zeichnungen und Stiche; im Ganzen 4033 Kunstwerke. — Es läßt sich denken, wie viel dazu gehört, wenn das einzelne Talent in dieser Menge sich Geltung verschaffen will und welche verschiedenen Wege dazu eingeschlagen werden! — Gustav Doré, der geniale Zeichner, imponirte durch die Größe seines Bildes „Christi Einzug in Jerusalem" mit etwa hundert lebensgroßen Figuren! — Andere versuchten es mit allen Finessen der Farbe. — So war ein Portrait der Madame de P. von Béraud ein wahres Kunststück in weiß. Die Dame mit weißem Teint und schwarzem Haar, mit ganz bloßen Armen, weißem Spenzer, weißem Atlaskleid, weißen Blumen, weißen Handschuhen, weißem Fächer, vor einer weißen Portière, auf weißem Fußboden — gewiß eine schwierige Aufgabe! — Ein anderer: Jan van Beers lieferte ein Kunststück in gelb „Difficulté vaincue": Ein Page in gelber Seide, balancirt mit beiden Füßen auf einer Stelze. — Ein Herr Daubigny (Eléve de P. Delaroche) malt gar „un verger" eine wandgroße Fläche eintönig grün von Gras oder Gebüsch, und in der Mitte steht ein Esel. — Oder es wurden alle Töne aufgeboten, welche nur die Palette hergeben wollte. So von Clairin das Porträt der Mademoiselle Sarah Bernhardt, sociétaire de la co-

médie française, zeigt die Dame in weißer Seide auf einer rothen Chaiselongue mit gelben Kissen in einem eleganten Boudoir von grünen Palmen umgeben, zur Gesellschaft ein großer bräunlicher Hund.

Andere cultivirten das Grausen, und dafür habe ich später in Nimes das Vorbild entdeckt. Dort hängt nämlich in der Maison Carrée ein treffliches Bild von Sigalon „Locuste probirt in Gegenwart von Narciß Gift an einem Sklaven", wobei der Nachdruck auf die Charakteristik in den Köpfen gelegt ist und der vergiftete Sklave undeutlich im Halbdunkel des Hintergrundes postirt ist. — Das ist aber nicht nach dem Geschmack der Neueren. Sylvestre stellt diesen Gegenstand, daß Locuste und Nero das für Britannicus bereitete Gift probiren so dar, daß der zur Probe vergiftete Sklave sich im unmittelbaren Vordergrunde in den fürchterlichsten Krämpfen und Schmerzen windet, und Aublet behandelt dasselbe Thema und hat drei vergiftete Sklaven in Zuckungen am Boden liegen, dabei hat er der Locuste Ähnlichkeit mit den Zügen der Madame Eugenie gegeben — das ist doch sensationell genug. — Und nun gar Buland: er abstrahirt von jedem historischen Hintergrunde und malt das reine Criminalverbrechen, daß eine Courtisane zu ihrem Plaisir einen Menschen vergiftet hat, und sich mit ihrem Galan vom Lager aus an dessen Todeskampfe weidet. Das nennt man „Distraction d'une courtisane" und das soll noch Kunst sein. — Im Luxembourg hängt ein Bild von Regnault, eine Hinrichtung in Granada (es war auch in Wien ausgestellt), dessen Haupteffect in einer grellrothen Blutlache auf grauen Steinstufen besteht. Accurat dieselben Stufen mit derselben Blutlache hat Toudouze als „Mord Agamemnons" benutzt — so findet jedes dankbare Motiv stets seine Verarbeiter.

Übrigens hat es mich gefreut, fast keinen Chauvinismus in den fünfundzwanzig Sälen zu finden. Nur Madame Laure de Chatillon hatte ein Tendenzbild l'Option ausge-

stellt. Es waren auswandernde Elsasser, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, geschickt gruppirt auf dem Gipfel eines Berges, der Großvater im Tragstuhl auf den Schultern der Männer, die trauernd zurückschauen und der verlassenen Heimat das letzte Lebewohl zuwinken.

Und soll ich schließlich sagen, was mir am besten gefallen hat, so waren es zwei Bilder von einem derben, aber schönen Realismus, von Vollon, la femme du Pollet à Dieppe, eine Frau in zerrissenem Rock mit großem Korbe auf dem Rücken, und von Beyle, les commères de Briquebec, drei prächtige Mädel beim Scheuern blanker Kupferkannen beschäftigt. — Will damit aber nicht sagen, daß nicht beiweitem Schöneres dagewesen sei, will auch in den flüchtigen Bemerkungen durchaus nichts Wegwerfendes über die moderne Kunst der Franzosen im Allgemeinen gesagt haben — o nein, nein! — Hut ab vor so viel Talent und Fleiß — wollte nur, wir hätten Zeit gehabt — uns mehr hineinzuleben — doch das ging nicht an. —

2. Paris und Umgebung.

Den dritten Tag (9. Juni) benutzten wir, um Versailles und St. Cloud zu besuchen. Nach Versailles hat man die Wahl zwischen zwei Eisenbahnen, Pferdebahn und Omnibus, und nur der ganz harmlos ausschauende Mont Valerien erinnert daran, daß diese vielfältige Verbindung auch mal auf fühlbare Weise unterbrochen sein kann. Die Herrlichkeiten von Versailles sind oft genug geschildert; der eine Flügel des Schlosses, welcher für die Nationalversammlung eingerichtet ist, wird nicht gezeigt*); der andere enthält die Galerie des Glaces, die Zimmer Ludwig XIV. und die Galerie des Batailles mit den berühmten Wandgemälden. Der Blick nach drei Seiten auf die Gärten und Wasserwerke ist entzückend. — In St. Cloud sind die Zer-

*) Jetzt tagt die Nationalversammlung wieder in Paris.

störungen des Krieges noch am sichtbarsten; im Orte sind noch viele Häuser in Trümmern, der Bahnhof verlassen und das Schloß vollständig Ruine. Jetzt ist aber der Zugang nicht mehr abgesperrt und man kann die Schloßruine und den Garten nach Belieben besuchen. Auf dem Berge hinter dem Schloßgarten ist der Platz, wo der im Kriege oft genannte Beobachtungsthurm, die Lanterne de Diogène, gestanden, von dem Platze hat man noch einen schönen Blick in das Thal der Seine; am Fuß desselben Berges liegen die Wasserwerke von St. Cloud, gleichfalls berühmt, aber unbedeutender als Versailles oder Herrenhausen. Die Seine schlängelt sich hier um bewaldete Hügel, die Rückfahrt mit Dampfboot bietet freundliche Bilder.

Am Abend sahen wir in der großen Oper die Hugenotten. — Valentine: de Reszké; Marguerite: Daram; Raoul: Villaret; Marcel: Boudouresque. Die Aufführung ist gut, die Mise en scène vortrefflich, das Haus über alle Beschreibung schön. Für Herren, die gut sehen wollen, genügt ein Parterreplatz für neun Francs, Damen müssen schon theurere Plätze wählen. Die Galerien sind billiger, man hört dort gut, sieht aber vom Hause zu wenig. — Das Gebäude trägt die Inschrift: „Académie nationale de musique“, doch verhindert das Nationale nicht die Anerkennung des Fremden. Die Medaillons der Fronte tragen die Namen: Bach, Pergolese, Haydn, Cimarosa — im Vestibul stehen die Statuen von Rameau, Lully, Gluck und Haendel, in den runden Marmorfenstern der Giebelwand befinden sich die Büsten in Goldbronze von Rossini, Auber, Beethoven, Mozart, Spontini, Meyerbeer, Halevy; den deutschen Meistern ist also gebührende Ehre erwiesen. Von den allegorischen Gruppen, welche die Fronte zieren, die Musik, die Lyrik, die Tragik und der Tanz, hat die letztgenannte des genialen Carpeaux durch ihre allerdings etwas wilde Grazie die strengeren Gemüther beleidigt, so daß man sie nächtlicher Weile durch hinaugeworfene Flaschen mit Tinte

besudelt hatte. Aber die Kleesäure hat die Tinte überwunden und die Gruppe ist wieder weiß; Blumenspenden zu ihren Füßen gaben der Verehrung der Freunde für den inzwischen verstorbenen Meister Ausdruck. — Die Pracht des Hauses zu schildern will ich nicht unternehmen, es war ja die Absicht, ein Werk zu schaffen, das an Pracht und Reichthum nicht seines Gleichen habe, und der Erbauer Garnier hat mit der bescheidenen Summe von etwa sechsunddreißig Millionen Franken seine Aufgabe würdig gelöst. Nur die demokratische Einrichtung sei erwähnt, daß vom Vestibul die Besucher aller Ränge ohne Ausnahme die große Prachttreppe passiren, welche zu den Foyers führt und erst von da die Gänge und Treppen zu den verschiedenen Plätzen hinauf oder hinunter führen, so daß beim Kommen und in den Zwischenacten die sämmtlichen Besucher sich durch einander bewegen, und sich der prächtigen Räume erfreuen.

Am letzten Tage fuhren wir mit Omnibus nach St. Denis. — Es wäre ja in Paris noch so unendlich viel zu sehen gewesen und St. Denis ist ein schreckliches Nest, trotzdem daß, wie uns der Nachbar im Omnibus erzählte, schon früh die bedeutende von Karl dem Großen in Aachen gegründete Messe von dessen Enkel nach St. Denis verlegt sei, wobei auch die Krone und der heilige Nagel von Christi Kreuze (daher wohl der Name St. Cloud) mit nach St. Denis gekommen. Aber die Kathedrale ist ein so schönes und so merkwürdiges Bauwerk, daß wir diesem Ausflug den Vorzug gaben. Welche Wandlungen der Zeit hat diese Kirche erlebt! — In der großen Revolution ist sie Tempel der Vernunft, Artillerie-Dépot, Seiltänzer-Circus und Salzmagazin gewesen. Nach Beschluß des Convents wurden 1793 die Gräber geöffnet, in denen die Könige und ihre Familienglieder seit über 1000 Jahren beigesetzt waren, und die Gebeine, oder balsamirten Körper, oder halbverwesten Reste der neueren, Alles in zwei große Kalkgruben geworfen. Und wie der Zufall manchmal einen grausen

Humor entwickelt, so auch hier. Am 12. October 1693 hatte Ludwig XIV. durch seinen Intendanten Hentz die Gräber der deutschen Kaiser zu Speyer zerstören lassen — genau hundert Jahre später, am 12. October 1793, wurden unter Leitung eines Volks-Repräsentanten Namens Hentz die Reste der Bourbonen aus dem festen Grabgewölbe gezerrt und in die Kalkgrube geworfen. 1817 hat Ludwig XVIII. die Asche seiner Ahnen wieder in die Krypte bringen und in 2 großen, gemeinsamen Sarkophagen beisetzen lassen.

Jetzt ist die Kirche durchweg restaurirt und wenn auch noch nicht vollendet (der Thurm soll baufällig sein und ist nicht zugängig), doch im höchsten Grade sehenswerth. Sie ist gefüllt von Sarkophagen alter Könige und Helden, von Statuen und Zierrath. Besonders schön ist der Chor mit seinen gemalten Fenstern, durch welche das Sonnenlicht wunderbare Effecte hervorzaubert. Leider wird die Poesie des Ortes schwer geschädigt durch die Kirchendiener oder Domschweizer, welche sich des Fremden bemächtigen. So ist es ja auch im Kölner Dom, wo man durch einen brutalen Domschweizer förmlich tyrannisirt wird, in Paris ist mir in keiner Kirche Ähnliches begegnet. In St. Denis ist der Eintritt in die Kirche natürlich unverwehrt, der Umgang aber abgesperrt, man zahlt 1 Frc. (zu den Restaurationskosten, der Kirchendiener empfiehlt sich schließlich dann noch zu einem kleinen Trinkgelde) und wartet, bis eine Heerde Besucher zusammen ist, die dann um den Chor und durch die Krypte getrieben wird. Bei einer früheren Gelegenheit war es mir gelungen, mich zu isoliren und auf dem Chor mich ganz der Stimmung des schönen, weihevollen Raumes hinzugeben; diesmal versuchte ich nichts dergleichen, und studirte statt dessen unsern Peiniger, den Kirchendiener, der die Monumente erklärte, wie ein Thierbändiger die lebenden Thiere: „Voyez Messieurs et Mesdames, les connétables de France! Voyez Bertrand de Guesclin, ce terrible guerrier!“ oder um das Folgende lieber

zu verdeutschen: „Hier meine Herrschaften sehen Sie Charles Martel, ausgeführt von Pradier, diesem großen Künstler und berühmten Bildhauer! — und hier diese Rüstung ist das einzige Andenken an Jeanne d'Arc! und hier Heinrich II. und Katharine von Medicis!" u. s. w. Dann fuhr er in der Krypte fort: „Hier meine Herrschaften die Kraft! sehen Sie die Kraft! — dies ist nämlich was man eine Allegorie nennt! Sehen Sie die Kraft! und hier die Barmherzigkeit! und die Klugheit! und die Gerechtigkeit! — Die Kraft und die Barmherzigkeit aus einem einzigen Marmorblock gemacht! — Und hier die Statue von Karl dem Großen, dem Bändiger des Nordens! — Und hier Ludwig XVI. — und jetzt werden Sie sehen seine Frau: Marie Antoinette! sie ist dargestellt im Hochzeitskleide und im Gebet! — Sehen Sie das Kleid, es ist doch absolut die reine Natur!" Dabei muß ich bemerken, daß diese beiden Statuen von ergreifender Schönheit sind, aber wer kann das bei solcher Erklärung genießen. — „Hier meine Herrschaften sehen Sie die Familiengruft des Herzogs von Chambord! Als die Preußen kamen, hat man gefürchtet, daß sie die Gräber stören würden und man hat eine dicke Mauer davor gezogen, aber sie haben die Gräber respectirt und man kann ihnen nichts anderes vorwerfen, als das Bombardement der Kirche! — Und hier sind die beiden großen Grabsteine, wo die Gebeine aller französischen Könige pêle-mêle beigesetzt sind, alle pêle-mêle! — pêle-mêle! — Und dieses hier, das ist Frankreich und Paris! (nämlich eine Kolossal-Gruppe zweier monumentaler Figuren in Marmor) „c'est la France et à gauche c'est Paris! — Man hat dieses Meisterwerk schon immer an einem geeigneten Platze aufstellen wollen, aber die Zeiten waren noch immer zu unsicher! toujours des evénements, toujours des evénements!" — „Nun kommen Sie, die Sakristei zu sehen: Hier die Bilder aus der Geschichte des heiligen Dionysius und hier sehen Sie Heinrich IV., der von Ravaillac

ermordet ist. Hier die Geburt Christi, ein Haut-Relief von Silber, Sie sehen, es ist oxydirt, denn wie die Preußen kamen, da ist es vergraben und hat neun Monate in der Erde gelegen! Dadurch hat es seine Farbe verändert, aber es war doch besser, daß es eine andere Farbe, als daß es ein anderes Domicil in Berlin bekam. Man sagt jetzt wohl, die Preußen würden es nicht mitgenommen haben — aber wer weiß! sicher ist sicher und besser ist besser!" — Kann man auf der ganzen Welt wohl eine prächtiger illustrirte Ironie auf alle menschliche Eitelkeit und Größe finden, als diese Grabkirche eines der mächtigsten Königs-Geschlechter, dessen durch tausend Jahre gesammelte Gebeine aus zwei Kalkgruben zusammengelesen und pêle-mêle wieder beigesetzt werden müssen, bis sie vielleicht später mal auf Ordre der Commune zu Kohle verbrannt und als Dünger verwerthet werden? — Der große Corse hat sich und seiner Familie im Dom der Invaliden eine überaus prächtige Grabstätte gegründet — wann wird diese Gesellschaft in die Kalkgrube wandern?

Da wir einmal in das Reich der Todten gerathen waren, so beschlossen wir, auch die Ruhestätte der gemeinen Menschheit zu besuchen, den Kirchhof Père-Lachaise. Auch hier offenbart sich die Eitelkeit in allen Schattirungen, und die unbedeutendsten Leute haben sich die größten Marmortempel bauen lassen. Dagegen ruhen Molière und Lafontaine neben einander unter unscheinbaren Monumenten. Diese Partie ist überhaupt unter Bäumen, Gebüsch und Blumen die am meisten poetische, die eleganteren Quartiere, wo viel neu gebaut und restaurirt wird, wirken fast mehr als Bauplatz, wie als Friedhof. Eines der berühmtesten Monumente ist das von Abélard und Héloise, es ist verfallen und wurde gerade neu hergestellt. Das Andenken an dieses treue Liebespaar ist aber in den Menschenherzen noch nicht verfallen, und manche liebende Seele bringt noch heute einen Kranz als Huldigung auf diese Grabstätte.

Namentlich am Allerseelentage werden Abélard und Héloise nicht vergessen, sondern es füllen die Spenden des Jahres mehrere Schiebkarren voll alter Kränze, die erst fortgeschafft werden, um den neuen Platz zu machen. — Unserm Heinrich Heine, der auf dem Kirchhof Montmartre schläft, bringt niemand mehr einen Kranz!

Die Zeit war kurz, wir überwanden also die Abneigung gegen officielle Führer und überließen uns einem derselben, um rasch die Ruhestätten der Männer zu besuchen, die für uns Interesse haben, wie Souvestre, Balzac, Delavigne, Nodier, Musset, Scribe, Rossini, La Place, Gay-Lussac, Poinsot u. s. w. — Wie eng sind doch die Culturvölker verwandt! klingen uns nicht diese Namen so geläufig, als ob sie die unseren wären? Und selbst die Staatsmänner, Deputirten, Redner u. s. w., wie mancher Name darunter, der uns seiner Zeit ganz vertraut gewesen. — Der Führer aber war ein ganz origineller Kauz, den ich der Aufmerksamkeit besserer Feuilletonisten empfehlen möchte. Er heißt Monsieur Marks, ist aus Straßburg gebürtig, Neffe des General Kellermann, Sohn eines andern Napoleonischen Generals und Lebensretter eines dritten. Trotz dieser hohen Verwandtschaft und großen Verdienste ist Mr. Marks nicht im Besitze angemessener Renten und darum gezwungen, den bescheidenen Posten eines Guide auf dem Père-Lachaise zu versehen. Was Wunder, wenn er mit dem Schicksal grollt und nicht besonders gut zu sprechen ist auf alle die Leute, welche in der Welt, in Literatur und Kunst eine Rolle spielen oder spielten, während er, der Neffe des General Kellermann, dazu verdammt ist, ihre jetzigen oder künftigen Grabstätten der blöden Menge zu zeigen. — Selbst dem Père Lachaise, der seiner Zeit der Beichtvater Ludwig XIV. und Eigenthümer des Terrains des jetzigen Friedhofes war, sagt er nach, daß er alle Tage betrunken gewesen sei — so wie Alfred de Musset, der auch unausgesetzt betrunken gewesen. Rothschild war der König der Ju-

den, der Jude der Könige und dadurch der König der Könige. General Massena war auch ein Jude, der eigentlich Manasse hieß — und so sagt er von jedem ein kräftig Wörtchen. Neulich sei auch Monsieur Thiers gekommen, und da habe er ihn gefragt, ob er (Mr. Thiers) sich einmal die künftige Wohnung ansehen wolle. — Ah oui! habe Mr. Thiers geantwortet, mais je ne suis pas pressé — aber ich habe noch gar keine Eile!

Leider war die Zeit nicht mehr vorhanden, die eben so bildende, als belehrende Unterhaltung des Mr. Marks eingehend zu genießen — wir mußten noch im Hotel die Anker lichten, und dann nach der Gare d'Orléans fahren, welche sich hinter dem Jardin des Plantes befindet. — Darüber war es ganz dunkel geworden, doch um die letzte Zeit gut anzuwenden, umwanderten wir noch im Dunkel das Pantheon; machten einige Einkäufe und setzten uns ein Viertelstündchen vor Mitternacht in den Zug zur Weiterfahrt nach Bordeaux.

Von der Fahrt selbst ist wenig zu sagen. Herzlich müde vom Sehen und Wandern schliefen wir trotz Rütteln, Stoßen und Kälte (es war im Juni noch empfindlich kalt) recht gut, so daß ich die schöne, grüne Loire nur halb im Schlafe gesehen habe. In Poitiers wurde ein eiliges Frühstück eingenommen, und in der gut angebauten, ebenen Gegend interessirte sich mein Gefährte namentlich für die endlos langen Kanalstrecken mit ihrer großen Menge von Frachtschiffen, welche in der Güterbeförderung mit der Eisenbahn erfolgreich concurriren. Sein patriotisches Gemüth beklagte, daß wir in Deutschland damit noch so weit zurück wären. Jetzt traten auch malerische Volkstrachten auf, die Frauen trugen bunte, gestickte Tücher und weiße große Hüte von eigenthümlicher Form, wozu der tief gelbe Teint recht hübsch harmonirt, — dann Angoulème — und 2 Uhr 20 Min. Nachmittags Ankunft in Bordeaux.

Bordeaux, in sanft geschwungenem Bogen und unab-

sehbarer Ausdehnung am Ufer der mächtigen, breiten Garonne, welche die tiefsten Seeschiffe trägt, gelegen — mit breiten Quai's, weiten Plätzen, und dem ganzen bunten Leben, welches ein so bedeutender Hafen und sonstiger reger Verkehr mit sich bringt, gewährt einen imposanten Anblick. Der Pariser Bahnhof, auch Gare Bastide genannt, liegt in der Nähe der mächtigen Steinbrücke, Pont de la Bastide, welche mit 17 Bogen die Garonne überspannt. Da die Weiterreise nach Süden von dem entfernten Bahnhof de St. Jean ausgehen mußte, so quartierten wir uns zunächst in dessen Nähe ein und machten dann unsere Wanderung durch die Stadt.

Es war Sonntag Nachmittag (11. Juni) und darum für eine so große Stadt auffallend still. Die Leute saßen im Jardin Public spazieren. Hier beginnt schon die südliche Genügsamkeit, wo Jung und Alt, Hoch und Gering zufrieden ist, im Grünen oder im Schatten stundenlang zu sitzen, ohne weitere Unterhaltung als das Anschauen der Vorübergehenden. Wir Nordländer thun das nicht ohne Kaffee und Gebäck, oder Bier und sehr viele Cigarren — das fällt den Leuten dort gar nicht ein. Wir sahen die beiden Hauptkirchen, die Kathedrale und St. Pierre, beide mit ganz getrennt stehenden Glockenthürmen; ferner was es sonst an alten Bauwerken gibt, das Rathhaus mit römischer Façade, ein römisches Thor, eine halbe Säule aus der Römerzeit und die sogenannte Grosse Cloche, ein Glockenhaus mit Thürmchen und Zinnen. Dann spazierten wir auf dem Place des Quinconces, einem großen, freien Platz, der von hohen Bäumen umgeben und am Ufer der Garonne mit zwei Leuchtthürmen versehen ist, auf den breiten Quai's, befuhren den Hafen auf den kleinen flinken Dampfern, die hier hirondelles oder mouches heißen, und als es dunkel wurde, stärkten wir uns in der Fonda di Tolosa zu weiteren Fahrten.

3. Der Philosoph im Collège de France.

Nachträglich möchte ich noch eine Pariser Begegnung etwas eingehender erzählen.

Es war mir mitgetheilt, daß der Herr Professor Silbermann am Collège de France der einzige Vegetarier in Paris sei.*) So war es mir vom höchsten Interesse, seine Bekanntschaft zu machen und ich wagte einen Besuch. Seine Wohnung liegt hoch oben im Universitäts-Gebäude mit freiem Ausblick auf Luft und Wolken, deren Studium seine Spezialität bildet. Ich zog die Klingel. Eine alte Dame, die Schwester des Professors, hieß mich freundlich näher treten und führte mich in sein Studirzimmer. Der Professor kam mir entgegen, ein ehrwürdiger alter Herr, mit lang wallendem weißem Bart; er ist aus dem Elsaß gebürtig, liest noch deutsch, spricht aber nur französisch. Als Legitimation überreichte ich eine meiner kleinen vegetarischen Schriften. Er schlug sie auf und erschrak über den kleinen Druck. Das sei ein großer Fehler, ein Buch, das wirken solle, müsse groß gedruckt sein. Nur eine groß gedruckte Schrift lasse sich gut laut vorlesen, lautes Vorlesen aber sei die Schule des Redners. Darum sei Frankreich das Land der Redner, weil dort die Bücher groß gedruckt würden.

An den Wänden seines Zimmers hingen Karten der Halbkugeln unseres Erdballs, so wie einzelner Erdtheile, wie ich früher noch nie gesehen. Anstatt auf die Kugel getragen zu sein, wie wir bei unseren Globen gewohnt sind, waren sie in concave Halbkugeln oder entsprechende Kugel-Segmente hinein gezeichnet. Die Arbeit schien eine im höchsten Grade saubere und genaue zu sein, und da mein

---

*) Erst 1880 hat sich auch in Paris eine Vegetarische Gesellschaft gebildet, die Société végétarienne de France, deren Bureau jetzt (1881) Rue St.-Honoré 163 sich befindet.

Blick darauf haftete, so erklärte mir der Professor die Idee. Dies sei die einzige Möglichkeit, völlig richtige Karten herzustellen. Bei Projection auf die Fläche verschieben sich alle Verhältnisse, auf dem Globus übersieht man gleichzeitig zu wenig und kann kein Maß anlegen. Die concave Halbkugel übersieht man mit einem Blick, alle Verhältnisse sind richtig, man kann mit dem Zirkel messen, kann den Compaß auffetzen u. s. w. Die Herstellung all dieser Modelle hat ihm 12000 Franken gekostet, die Regierung hat allerdings einmal einen kleinen Antheil vergütet, aber zur Benutzung der Idee für den Unterricht oder für den Handel hat sich noch kein Unternehmer gefunden.

In einem anderen Zimmer zeigte er mir selbstgemalte Bilder der verschiedensten Zustände der Atmosphäre, der Wolkenbildungen und was dahin gehört. Über das örtliche Entstehen der Wolken, über Erdwärme und Erdmagnetismus findet sich eine Arbeit des Professors in den Comptes rendus von 1872 — ich bin überzeugt, daß der Fachmann sehr viel Wichtiges darin finden wird, jedenfalls nur durchaus eigene und genaue Beobachtungen. — Mir lag mehr an den Ansichten des Herrn über vegetarische Themata und mit wenigen Fragen brachte ich ihn bald zu deren Erörterung.

Das Fleischessen betrachte er als die Wurzel aller Übel, seine Gründe aber seien durchaus frei von irgend welchem religiösen oder politischen Beigeschmack, nur rein wissenschaftlich. Durch lange Beobachtung sei er im Stande, dem Menschen schon anzusehen wie er lebe. Das Fleischessen drücke dem Menschen ein Stigma auf, dessen Umschleierung selbst nach dem Verlassen dieser Unsitte erst lange Jahre auslöschen können. Mehlstoffe und Obst sei die beste Nahrung, für unsere Verhältnisse auch etwas Wein, etwas Kaffee und zuweilen Eier zu empfehlen. Den Kaffee könne man als Correctiv der mancherlei Schädlichkeiten, vielleicht auch der schlechten Keime in der Luft betrachten, denen man doch nicht entgehen könne. Aber keinen Kohl, kein Bier!

sie machen „sourd“, wie der Ochs ist im Gegensatz zum edlen Pferde.

Bei den Thieren unterscheiden wir Raubthiere, Pflanzenfresser und Fruchtesser. Die Raubthiere (Fleischfresser, carnassiers), die wir gemeinhin als die kräftigsten betrachten, sind nicht stark, weil sie nach kurzer Anstrengung langer Ruhe bedürfen. Was würden wir von einer Maschine sagen, die nach zweistündiger Arbeit viele Stunden ruhen müßte. Berechnen wir die Kraft, welche der unausgesetzt bewegliche Affe entwickelt, mit der Kraft, die der Löwe anwendet, so ist in Summa der Affe stärker wie der Löwe. — Die Raubthiere sind nicht zum Beobachten geschaffen, ihre Pupillen sind geschlitzt und verschließen sich dem Lichte, sie öffnen sich nur bei Nacht, um die Beute zu erspähen und erhaschen zu können. — Die Funktion der Raubthiere ist, die Polizei der Natur zu üben. Die Natur will nur vollkommene Geschöpfe conserviren, darum verfallen die schwachen, die verletzten, die von ihres Gleichen ausgestoßenen dem Raubthier, welches der geschlossenen, kräftigen Heerde nicht beikommen kann. — Die Absonderungen der Fleischfresser sind giftig, sie rächen sich mittels derselben an ihren Feinden, sie wissen, daß sie denselben damit Schaden zufügen, was keinem Pflanzenfresser einfällt; instinktiv verscharren sie ihre Abgänge, was kein Pflanzenfresser thut, weil er weiß, daß sein Dünger dem Boden zuträglich ist. — Die Raubthiere bekommen viele Junge, von denen aber nur wenige aufwachsen können — und sie sterben in großer Procentzahl an Indigestion. —

Wie grundverschieden die drei großen Gruppen der Nahrungsmittel sich verhalten, lehrt schon die alleroberflächlichste Beobachtung. Man lege nur ein Stück Fleisch, Kraut und Früchte neben einander unter denselben Umständen hin, so beginnt zuerst das Fleisch zu faulen und abscheulich zu riechen, dann fault das Kraut und riecht recht schlecht, zuletzt faulen die Früchte, aber ohne auch nur an-

nähernd einen so unangenehmen Geruch zu entwickeln, wie Kraut oder gar Fleisch. Und dieses Verhalten, welches hier unsern Augen und Nasen sich bemerkbar macht, bleibt dasselbe, wenn es anstatt an freier Luft in dem Innern der Thierkörper vor sich geht — muß also seine Einwirkung auf alle Organe ausüben. — In geistiger Beziehung finden wir die Pflanzenfresser dumm, geduldig, bête, aber im Allgemeinen stark und kräftig — sie sind phlegmatisch, sprechen nicht und singen nicht — die Fruchtesser dagegen sind lebendig, munter, frisch und gleichfalls stark und kraftvoll.

Es ist möglich, durch Veränderung der Nahrung die Natur der Thiere völlig umzugestalten. Wenn z. B. Löwen von Jugend auf nur mit Milch und Reis gefüttert werden, so bleiben sie sanft und zahm. Darauf beruhen die vielen Beispiele von Löwen, welche von orientalischen Großen, abessynischen Königen u. s. w. als Hausthiere frei gehalten wurden. Allerdings liegt immer die Gefahr nahe, daß sie durch Zufall an Blut kommen und das Blut wirkt eigenthümlich berauschend auf sie und entfesselt die Wuth und Wildheit ihrer urspriünglichen Natur. So hielt der General X. (den Namen konnte ich beim raschen Gespräch nicht behalten), der ein Commando in Algier führte, einen derart gezähmten Löwen als Hausthier, der ihm sehr zugethan war und stets neben seinem Lager schlief. Da wacht der General eines Tages aus der Siesta auf, weil er fühlt, daß seine Hand von dem Löwen geleckt wird. Mit halb geschlossenen Auge sieht er, daß sein linker Arm, der im Schlaf vom Lager herabgesunken, aus irgend einer Ursache verletzt sein mußte und blutet, und daß der Löwe gierig das Blut aufleckt. Eine geringe Bewegung des Armes bringt den Löwen in furchtbare Wuth, so daß der General denselben ganz still hält, aber mit der Rechten eine zur Hand befindliche Pistole ergreift und durch einen Schuß in das Auge die Bestie unschädlich macht. — Ein anderer Officier in Algier, der weite Inspectionsreisen zu machen hatte, ritt

dabei ein edles Pferd, dem er mit großer Liebe zugethan war. Eines Tages war der Proviant zu früh verzehrt, und als einziges Nahrungsmittel nur eine große Wurst (Saucisse de Lyon) noch übrig. Den Officier dauert es so sehr, daß er essen soll und das Pferd gar nichts bekommen, er theilt also die Wurst mit dem Pferde und dieses, von Hunger getrieben, verzehrt sie auch. Gleich darauf aber wird das Pferd wüthend, attakirt seinen Herrn, so daß dieser keinen andern Ausweg hat, als das Thier zu tödten. — Selbst die wilde, unbändige Brillenschlange wird gezähmt, wenn sie mit unblutiger Nahrung aufgezogen wird und darauf beruhen die Kunststücke, welche die indischen Gaukler mit gezähmten Schlangen vorführen.

Das Schicksal des Menschengeschlechtes gestaltet sich nach unwandelbaren Naturgesetzen. Von den physikalischen und meteorologischen Verhältnissen der Länder und Landstrecken hängt die Art der Nahrung ab, welche sie produciren können, von der Art der Nahrung die Natur und der Charakter der Menschen, welche dort wohnen. Alle Landschaften, die gegen Osten abhängen (oder nach dem Orient abgedacht sind, qui penchent vers l'est) produciren schöne Früchte, also gute Nahrung und sind darum allein im Stande, solche Bevölkerungen zu tragen, aus denen gute und große Menschen, Denker, Dichter und Philosophen hervorgehen. Bedeutende Menschen, Denker und Dichter entspringen zu zwei Drittel aus den vorwiegend vegetarisch lebenden Volksklassen. Alle Handwerke haben schon Dichter und Denker hervorgebracht, nur nicht die Fleischer und die Fischhändler. Kinder, die Fleisch essen, werden selten zu bedeutenden Menschen heranwachsen. — Im Kleinen sehen wir, daß von der Lage nach Osten auch die Gesundheit der Wohnungen, das raschere Genesen in Hospitälern u. drgl. m. abhängt. — Im Großen treffe das Gesetz jedes Mal zu. Als z. B. Mr. Lesseps eine Eisenbahn durch Asien projectirt habe, habe er (Silbermann) nur nach der Bodengestaltung ge-

sagt, welche Trace durch gutartige Bevölkerungen sicher und welche durch bösartige unsicher erscheinen müsse. Mr. Lesseps habe seinen Sohn hingeschickt und die theoretische Annahme völlig bestätigt gefunden.

Alle Landstrecken, welche nach dem Occident abgedacht sind (gegen Süden und Westen abhängen), produciren schlechte Nahrung. Auch Kohl und Kraut ist nur schlechte Nahrung, sie zu verbessern greifen die Menschen dann zu Fleisch, zu Fischen, oder — zu Raubzügen gegen ihre besser situirten Nachbaren. Darum produciren solche Landstrecken rohe, gewaltthätige Bevölkerungen, aus denen Räuber und Mörder hervorgehen.

Fleischnahrung ist die schlechteste, sie gibt weder Kraft noch Wärme. Claude Bernard habe stets gefroren und sich von der Nase an eingehüllt, er habe ihm gesagt, das sei nur Folge seiner Lebensweise und das habe derselbe auch zugegeben. In Pferdeställen sei es warm, in Raubthierhäusern bei gleichem Gewicht der Insassen kalt. Beiläufig gesagt ist die Temperatur des Menschen, wie viele Versuche lehren, im Stehen ein halb Grad höher, im Liegen ein halb Grad tiefer. Kohl und Kraut macht bête, stupide und gleichgiltig wie das Rindvieh — Bohnen haben gewisse reizende Eigenschaften, das sei der Grund, weswegen Pythagoras sie verboten hat. — Fleischnahrung aber macht brutal. Man kann dem Biersäufer, dem Absinthtrinker, dem Opiumraucher das Gefährliche und Verderbliche seiner Gewohnheiten vorhalten, so wird er allerdings widersprechen, aber nicht grob werden. Der Fleischesser aber, dem man das Unnatürliche und Widrige seiner Ernährung darlegen will, wird sich beleidigt fühlen und brutal werden. — Fleischnahrung gibt den Menschen schlechten Teint und üblen Geruch, daher das Bedürfnis nach Parfüms. — Die Katze, welche eine Maus quält, erkrankt nach deren Verspeisung, weil die Qual in dem Körper ein Gift hervorbringt — so ist auch dem Menschen das Fleisch um so schädlicher, je

mehr Qualen das Schlachtthier ausgehalten, und das Fleisch kleiner Thiere schädlicher, als das großer. — Durch die giftigen Dejectionen der fleischessenden Soldaten werden in den Kriegen die gefährlichen Seuchen verursacht.

Die Fruchtesser respectiren die Schöpfung Gottes, also auch den eigenen Körper, als gut. Sie suchen also nicht ihren Körper zu verändern, sie tättowiren sich nicht, sie schneiden ihre Haare nicht ab (man sehe nach China, nach Andalusien) und sie stoßen keine Ringe und Knochen durch Nasen und Ohren. Fruchtesser sind stets zum Sprechen und Singen aufgelegt (selbst im Weinrausch singt und spricht der Mensch, im Bierrausch wird er bête, im Schnapsrausch brutal) — und je länger der Fruchtesser der reinen Fruchtnahrung treu bleibt, desto kräftiger und derber wird sein Magen. (Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß unter Fruchtnahrung eben so wohl Feldfrucht, also Getreide und Mehlstoffe wie Obst und Frucht von Bäumen, Gesträuchen und Stauden verstanden ist.) Nie findet man Gicht, Podagra, Gelbsucht und das ganze Heer verwandter Leiden bei Fruchtessern, wie die Erfahrung von Jahrhunderten z. B. in den Klöstern der Trappisten beweist. Wenn auch selbstverständlich nicht alle Fleischesser Rheuma, Gicht und Podagra bekommen, so ist darum nicht gesagt, daß sie nicht auf irgend eine andere Weise leiden müssen, denn kein Naturgesetz wird auf die Dauer ungestraft verletzt! —

Eben so selbstverständlich ist es, daß nicht alle Fleischesser hartherzig oder Bösewichter sind, aber sicher wird es nie einen Bösewicht oder Mörder geben, der nicht Fleischesser wäre. So hat kürzlich ein Fall von ganz besonderer Rohheit Paris in Aufregung versetzt, ein Mann Namens Moyeaux hat sein sechsjähriges Töchterchen, ein liebliches, herziges Kind, kaltblütig und ohne Veranlassung aus reiner Brutalität in einen Brunnen geworfen. Als er nachher ermittelt und verhaftet wurde, fand man als Nahrung

ein Stück rohes Fleisch in seiner Tasche. — Und so steht man in tausend Beispielen, daß die Fleischesser das Böse thun nur um des Bösen willen, aus Lust, andern Pein zuzufügen, und daß sie, wenn sie nicht Frau oder Kinder malträtiren können, wenigstens Thiere mißhandeln, um ihrem Triebe zum Bösen zu genügen.

Unzertrennlich von ihrer Lebensweise sei das Schicksal der Völker. Die alten Egypter waren Fruchtesser, waren das mächtigste, weiseste, blühendste und gewaltigste Volk. Aber durch die Einwanderung der Hirten wurden die Lebensart des Volks und seine Gewohnheiten umgestaltet, durch das Fleischessen wurde seine innere Natur verdorben und die Folge ist, daß von diesem großen, gewaltigen Volke nichts übrig geblieben ist. — Bei den modernen Nationen wird derselbe Proceß unausbleiblich eintreten — den verderblichen Einfluß der vermehrten Fleischkost kann man schon jetzt deutlich wahrnehmen, wenn man nur sehen will, wenn man Ursache und Wirkung nur klar erkennen will! —

Ein Paar Stunden waren entflohen wie Minuten, trotzdem ich auf Einwendungen oder Gegenreden verzichtet hatte, um in der gegebenen kurzen Zeit so viel wie möglich zu hören. Ich fragte schließlich nur noch, ob er denn, wahrscheinlich doch mit seinen Anschauungen allein stehend in dem großen Paris, nie versucht habe, Propaganda zu machen oder einen Verein zur Ausbreitung seiner Lehre zu gründen. Er sagte: Nein. Wohl trage er den ganzen großen Inhalt der angedeuteten Themata wohlgeordnet im Kopfe, aber er habe noch nichts davon niedergeschrieben — das Buch werde auch wohl ungeschrieben bleiben. Von Vereinen halte er aber erst recht nichts, denn mit erwachsenen Menschen sei in solchen Sachen doch nichts anzufangen. Und wenn sie hundert Mal das Verderbliche ihres Thuns einsehen sollten, die Gewohnheit sei doch stärker als der Wille. Man sehe das ja z. B. täglich an Trinkern. Er habe einen Generalarzt gekannt, der Tausende am Absynth

habe zu Grunde gehen sehen, hundert Mal über den Fluch des Absynths gesprochen habe und doch selbst nicht davon lassen können und selbst am Absynth gestorben sei. — So sei auch der Dichter Alfred de Musset am Absynth zu Grunde gegangen — trotzdem ihn seine Freunde auf den Knieen beschworen hätten, davon zu lassen — vergebens, vergebens! Alles vergebens! — Mit Erwachsenen ist nichts mehr zu machen, und ähnlich verhalten sie sich zu dem Fleischessen auch. —

So schieden wir. — Ob der alte Herr weniger pessimistisch denkt, nachdem die vegetarischen Ideen nun auch in Frankreich rührige Vertreter gefunden haben und in England und Deutschland tüchtige Fortschritte machen — ich weiß es nicht. — Mir gab der kurze Besuch viel zu denken und ich bewahre dem einsamen Philosophen, der dort oben vom Fenster des Collège de France die Formationen der Wolken studirt, ein freundliches Andenken.

---

4. Die Pyrenäen.

Die Weltstraße zwischen Paris und Madrid geht von Bordeaux südlich durch den berüchtigten Landstrich der Landes, läßt die Pyrenäen zur Linken und tritt dann dicht an das Ufer der Bai von Biscaya, wo sie hinter Bayonne und Biarritz die spanische Grenze erreicht. Sollten wir so unmittelbar an dem Fuß der Pyrenäen vorüberfliegen, ohne ihnen auch nur einen kurzen Besuch zu machen? Unmöglich! Die Pyrenäen waren stets ein Ziel meiner Sehnsucht gewesen und jetzt nach so langem Fahren sollten wir ein so schönes Gebirge unbewandert lassen? Das vertrug sich nicht mit dem Gewissen zweier alten Turner — also in die Pyrenäen!

Was man vom Coupéfenster aus von den Landes zu sehen bekommt, die als einer der ödesten, traurigsten Districte

von Europa geschildert werden, ist so unfreundlich nicht. Man sieht weite Haideflächen und viel Kiefernwaldung, die Bäume sind sämmtlich zur Harzgewinnung angeschnitten. Die eigentliche Öde mag weiter ab liegen von der Eisenbahn. In Morsenx verließen wir die Weltstraße und dampften südöstlich nach Tarbes. Wir waren von Paris ab nur dritter Klasse gefahren und ich kann sagen, stets in anständiger, sogar angenehmer Gesellschaft. Hier im Süden sind die Coupés zwar getrennt, doch nur durch niedrige Wände, so daß man beim Aufstehen den ganzen Waggon übersehen kann. Da habe ich gezählt, daß fünfzig Personen in dem Wagen saßen, aber nicht einer rauchte! Dabei waren alle Fenster offen, also frische Luft in Menge. Da das Rauchen auf den Bahnhöfen und im Wagen nominell verboten ist, so fragte ein Mann, der sich in unserm Coupé eine Cigarette anzünden wollte, vorher an, ob die Nachbaren es gestatteten. Wo fände man das bei uns? — Jetzt machte sich auch die baskische Nationalität geltend, die Männer trugen blaue Tuchmützen ohne Schirm, die turbanartig den Kopf bedecken, und die Mädchen hatten das Haar in bunt seidene Tücher aufgebunden, was ihnen ganz allerliebst stand.

In Tarbes hat man die Pyrenäenkette klar und deutlich vor sich. Die Höhen glänzten im reinen Weiß und wir erkundigten uns bei einem Mitreisenden, ob es denn auch schon möglich sei, einen Abstecher in das Gebirge zu machen. Ah oui, c'est à présent la saison des petites bourses! — er selbst ginge zu einem der Badeorte. — Nun, zu den petites bourses (Leuten mit kleinem Geldbeutel) rechnen wir uns auch, das ist also nicht ungünstig.

Wir hatten Zeit, Tarbes ein wenig anzusehen. Ein kleines, eigenthümliches Städtchen, auf den Firmenschildern Namen wie: Sahuker — Cieutat — Commes — Cazabat — Namen, die weder französisch noch spanisch klingen. Dicht am Orte ein schöner öffentlicher Park, der Jardin Massey, nach dem Namen des Mannes genannt, der ihn

der Stadt vermacht hat, darin ein Museum und ein Aussichtsthurm. — Der Zug ging weiter, Station Montgaillard liegt besonders hübsch vor der imposanten Pyrenäenkette, der Endpunkt Bagnerres de Bigor liegt schon in den Vorbergen drin. Hier expedirten wir unser leichtes Gepäck mit Post nach Pau und wanderten dann, immer am Adour hinauf, nach Campan.

Als ich noch jung war, bin ich einmal durch die schottischen Hochlande gewandert mit keinem andern Führer in der Tasche als Walter Scott's lady of the lake. Auch für eine etwaige Pyrenäen-Tour hatten wir beiden alten Knaben keine weitere Vorbereitung getroffen, als „Jean Pauls Campaner Thal" beizustecken. Jean Paul taxirt das Campaner Thal als eines der schönsten der Erde und sagt: „ich weiß keines, worin ich lieber aufwachen oder sterben oder lieben möchte" — diese Empfehlung genügte uns. Den Rest des Büchleins zu lesen fand ich aber unmöglich und habe es am andern Tage dem Wirth in Gripp gegeben — vielleicht regnet dort mal ein Deutscher fest und freut sich dann, es zu finden.

Der Beginn unserer Wanderung war nicht besonders anmuthig. Es hatte geregnet, der Weg war schmutzig und schlüpfrig, der Himmel war grau, die Luft war kalt. Der Abend rückte nahe, es galt tüchtig auszuschreiten. Die Kirche von Campan ist ein schweres Bauwerk von mächtigem dunkeln Rohstein, der Thurm viereckig, die vier Ecken oben in vier Thürmchen auslaufend, die durch eine Galerie verbunden sind und eine kegelförmige Spitze umgeben. Hinter Campan geht die Straße am Adour weiter, das Thal wird malerischer. Die Sonne kam durch und brachte wieder Farbe und Leben in die Landschaft. Die Ortschaften scheinen nicht geschlossen, denn die Häuser hören nicht auf, sie liegen alle einzeln, meist seitab von der Straße, sie sind mit Binsen gedeckt, die in der Abendsonne eine prachtvolle, tief goldbraune Farbe annehmen. Sie sind von Obstbäu-

men umgeben, dahinter am Berge hinauf zieht sich Laubholz, höher Tannenwald, der sich dann dunkel von den weißen Flächen der Schneefelder am fernen Hochgebirge abhebt. Am andern Ufer des Adour starrten die kahlen Felswände, von der Abendsonne rosenroth gefärbt, und als wir St. Marie erreichten, ging die Sonne unter, die Schneefelder des Pic du Midi in tiefste Gluten tauchend. Hier konnten wir mit Jean Paul sagen: „Aber da wir gen Himmel sahen, schimmerten schon alle seine Sterne und die Gebirge trugen statt der Rosenketten ausgelöschte Regenbogen, und der Riese unter den Pyrenäen war statt der Rosen mit Sternen gekrönt. —" Dann wurde alles grau, es dunkelte rasch.

Die Bewohner des Thales sind freundliche Leute, die Kinder sind zutraulich, sie riefen uns bon soir, oder salut, oder bon voyage entgegen; eine Kleine gab mir ein Blumensträußchen, das ich allerdings mit zwei Sous honorirte — ein Kleinhandel, wie er ja in Touristen-Gegenden üblich ist — aber es ist doch so hübsch, so freundlich, weit, weit weg in fernen Gebirgen von einem Kindchen Blumen zu bekommen. Auch die Männer und Frauen grüßten freundlich, die Frauen trugen Spindeln, sie schienen im Gehen zu spinnen.

Aber wo nun zu Nacht bleiben? — Man sagte uns, zwei Stunden weiter sei die Hotellerie Gripp, dort pflegten die Touristen zu übernachten. Also munter vorwärts, wenn auch im Dunkeln — der breiten Straße nach. — Gegen neun Uhr kamen wir an ein größeres Haus, das nach den Umrissen die Hotellerie sein konnte. Alles war dunkel, wir machten Lärm. Endlich erschien eine Art Hausknecht — ja es war Gripp, doch der Padron war nicht zu Hause. Bei Kleinem jedoch kam Licht, die Wirthin kam und führte uns in einen eiskalten, zugigen Raum, den Speisesaal der Touristen im Sommer. Jetzt war er seit neun Monaten verschlossen gewesen, wir waren die ersten Schwalben. Doch

wir bekamen bald Abendbrot und entdeckten dann eine Küche mit behaglichem Feuer, an welchem uns gern die behaglichsten Plätze eingeräumt wurden. Dann bekamen wir auch gute Betten und sanken zufrieden mit des Tages Arbeit in sanften Schlaf.

Am andern Morgen (13. Juni) schien die Sonne in voller Pracht. Unser Hotel war ein Gebäude in Schweizer Stil mit hölzernem Balcon, von dem aus ein herrliches Hochgebirgs-Panorama uns umgab. Im Vordergrunde einige Hütten, dann geringere Höhen mit Tannenwald und dann rings die vielgezackten und viel gestaltigen Höhen, die sich um den Pic du Midi gruppiren, alle in reinem, weißem, blinkendem Schneegewande. Wir citirten unsern Padron, Monsieur Noallet, und hielten Kriegsrath: wie nun weiter? — Ja, Sie werden denselben Weg zurück müssen. — Zurück, das ist langweilig; die Straße führt doch weiter, wohin führt sie denn? — Über den Col de Tourmalet nach Barèges. Nach Barèges, das ist ja herrlich, gehen wir nach Barèges. — Ja, aber auf dem Col de Tourmalet ist frischer Schnee gefallen. — Ist er denn zu passiren, und wollen Sie uns führen? — Ja, zu passiren wird er sein, ich will Sie führen bis auf die Höhe, wo Sie Barèges sehen können, dann können Sie nicht mehr irren, les Englais sont intrépides et bons piétons! — Der Biedermann hielt uns für Engländer und nun sollten wir gute Deutsche nicht „unerschrocken" sein und keine „gute Fußgänger?" — Das ging doch nicht an, also rasch die Forderung bewilligt und auf zum Col de Tourmalet.

Da wir zu Mittag in Barèges sein konnten, steckten wir nicht einmal einen Imbiß bei und wanderten los. Im Bereich der Häuser begegneten uns Leute. Sie wollen über den Col? Ja! — Liegt aber frischer Schnee oben. — N'importe, en avant! — Der Anstieg war schön, eine Stunde noch im Grün, wir verließen die neue Straße und gingen die alte, welche steiler und kürzer ist und an einigen

schönen Cascaden vorüber führt. Mein Gefährte fand Ähnlichkeit mit dem Schwarzwalde. Unser Padron hatte uns eine Legende von einer goldenen Ziege erzählt, welche drüben im Pic traines salges vergraben sei, so waren wir einmal im französisch Sprechen, und als der Schwarzwald, la fôret noire, genannt wurde, da war unser Padron ganz au fait und meinte, man hätte es doch Napoleon sehr verdacht, daß er im letzten Kriege den Schwarzwald nicht niedergebrannt hätte! — So ein Hinterwäldler in den Pyrenäen! — Wir beruhigten ihn über den Fall: Napoleon hätte wohl nicht gut 'ran kommen können.

Nach und nach kamen wir in den Schnee. Der Pic du Midi lag in völlig weißem Gewande vor uns, in kühnen Linien scharf vom rein blauen Himmel abgezeichnet. Unweit weidete eine Heerde Kühe; sie waren schon oben gewesen im Gebirge, hatten aber wegen des Schneefalles vorgestern wieder herunter gemußt. Der Schnee wurde höher, reichliche Wasserstreifen kamen von der Höhe und überspülten den Weg, doch noch übersprangen wir sie sorgfältig von Stein zu Stein, um keine nasse Füße zu bekommen. Höher stiegen wir und höher, tiefer wurde der Schnee und tiefer, die Strecken, wo das Wasser unter dem Schnee seine Wege suchte, beobachteten wir schon nicht mehr, denn wenn die Füße einmal gründlich naß sind, kommt es auf ein bischen mehr nicht an.

Wir hatten uns in Paris zum Schutz gegen die südliche Sonne sehr praktische weiße Schirme gekauft mit blauem Futter — jetzt brannte die Sonne mächtig, die unabsehbaren Schneeflächen blendeten, doch wir mußten die Schirme zumachen und als Stöcke benutzen, um etwas Sicherheit im glatten Schnee zu haben, wenn der Pfad hart an Abgründen hinging. Unser Führer trug einen Bergstock und Schutzbrille. Die Straße ist gewiß im Sommer breit und schön, jetzt war nur die äußerste Kante gangbar, weil nach der Bergseite hin der Schnee gleich zu hoch lag. Nach einer

weiteren Stunde in weichem, knietiefem Schnee kam die Paßhöhe nahe.

Unser Padron sah sich um. Da kommen noch Menschen, sagte er, es sind Spanier. — Wir, hocherfreut in dieser Öde noch Menschen zu treffen, und zumal wirkliche und echte Spanier, gingen langsamer und ließen sie nachkommen. Es waren drei stämmige, kräftige Männer mit Jacke und Kniehose, Strümpfen und Sandalen, Schnappsäcken und Bergstöcken. Wir sagten fröhlich unser erstes „buenos dias", sie erwiderten es, und nach dem ferneren ersten Versuch einer kurzen Conversation schritten wir einer hinter dem andern der Paßhöhe zu, die Natur des Weges verbot, neben einander zu gehen.

Der Wirth kannte die Spanier von Ansehen und sie kannten ihn — auch sahen wir beide wohl nicht so aus, als sei von uns viel zu holen. Sonst wäre dieses uns so erfreuliche Zusammentreffen vielleicht nicht so durchaus harmlos gewesen. — Wir trafen nämlich am Nachmittage noch wiederholt mit diesen Männern zusammen, da wir eines Weges gingen, und sprachen über sie mit verschiedenen Leuten. Da sagte man uns, daß diese spanischen Grenzer ganz gefährliche Kerle seien, die jetzt nach dem Bürgerkriege noch am liebsten vom Raube lebten. Es sei jetzt ihre beliebte Praxis, in Spanien Pferde und Maulthiere zu stehlen, sie auf wilden Gebirgspfaden über die Grenze zu treiben und auf französischen Märkten zu verkaufen. Die heimkehrenden Banden lauerten dann noch einander auf, um sich den Erlös abzunehmen, hießen auch aus Frankreich mitgehen, was sie gerade am Wege erwischen könnten. — Wie viel davon wahr ist, weiß ich nicht — zwischen Franzosen und Spaniern herrscht namentlich an der Grenze ein solcher Widerwillen, daß man von den gegenseitigen Beschuldigungen schon etwas wird abziehen können.

Auf der Höhe des Col de Tourmalet angekommen, schüttelten unsere drei Spanier eben den Schnee aus ihren

Sandalen und gingen ohne Rücksicht auf die Straße mit Riesenschritten die Abhänge hinunter, einer in die Tapfen des andern springend, wodurch dann jede Fußtapfe ein kegelförmiges Loch von Beintiefe im festen, feuchten Schnee wurde. In kaum einer Minute waren sie dem Blick entschwunden. — Unser Padron wollte nun zurück und sagte uns: Sehen sie, da unten im Thale, wo das Grün herschimmert, da ist doch ein Haus? — Wir erkannten zwar nichts, er aber behauptete, das ist der Anfang von Barèges, und hier, immer an den Felswänden hinunter, zieht sich die alte Straße, da drüben läuft die neue Straße, irren können Sie nicht mehr. Wir zahlten, nahmen Abschied, blickten nochmal nach beiden Seiten in die Schneewüsten und begannen dann unsern Weg abwärts zu suchen. Bald sahen wir aber ein, daß das absolut unmöglich und daß diese Seite des Passes noch sehr viel schwieriger, verwehter und mehr von Lawinen verschüttet war, als die andere. Der Padron war fort, unsere einzige Rettung war die Spur der Spanier.

Wir gingen also an die Spur zurück und begannen in derselben den Abstieg. Jeder Schritt war ein Sprung in ein tiefes Schneeloch, aus dem das Bein mühsam wieder gehoben werden mußte, um in das nächste zu versinken. Der Schirm und die Arme mußten manchmal hemmen, wenn man zu tief rutschte. Doch es ging rasch die Hänge hinunter und dann mußten wieder steile, weite Umwege gemacht werden, um tiefe Seiteneinschnitte des Gebirges zu umgehen. An Stellen war dann die Oberfläche gefroren und glatt, an anderen Stellen breiteten sich mächtige Lawinen über die ganze Straße und mußten sorgfältig umklettert werden. Dabei war es dann manchmal schwer, die Spur festzuhalten, doch wir fanden sie immer wieder und endlich wurde der Schnee dünner, dafür aber die Wasser, welche zu Thale strömten, mächtiger. Doch was kam jetzt auf ein bischen Wasser mehr oder weniger an — durch und

vorwärts — endlich war die Schneeregion überwunden, der Weg wieder sichtbar, Rasen kam, Bäume kamen, und im grünen, tief dunkeln Grunde lag Barèges vor uns. Ein netter, freundlicher Badeort, wie besuchte Bäder zu sein pflegen, viele Invaliden, warmer Sonnenschein, große Trupps rothhosiger Soldaten, trotz der Hitze mit militärischen Übungen beschäftigt. — Das Hôtel des Princes gewährte uns ein fürstliches Frühstück, der Hausknecht säuberte, trocknete und putzte die Schuhe, und so konnten wir mit frischen Kräften weiter wandern.

Die Post ging gerade ab nach Luz — ganz angenehme Gelegenheit, sieben Kilometer (etwa eine Stunde) zu fahren. Von Luz ist es nur eine Viertelstunde nach St. Sauveur, einem gleichfalls sehr berühmten Pyrenäenbade. Hier holten wir unsere drei Spanier wieder ein, die auch ein wenig gerastet hatten und höchlichst erstaunt waren, uns wieder zu sehen. Eine solche Marschirfähigkeit hatten sie uns nicht zugetraut. Um ihre Hochachtung nicht zu verscherzen, verschwiegen wir, daß wir eine Stunde gefahren waren, und schenkten ihnen das einzige halbe Dutzend Cigarren, das wir für solche Zwecke in Hannover beigesteckt hatten, was sie mit großer Freude annahmen. Wir schieden von den edlen Herren und muthmaßlichen Pferdedieben mit herzlichem Händedruck.

Von St. Sauveur steigt die Straße wieder bergan und folgt dem Laufe der Gave. Dieser Bergstrom ist tief in die Felsen eingefressen, die Straße überbrückt ihn mit einer kühn geschwungenen steinernen Brücke, die Landschaft erinnert an unser Bodethal. Im Dorfe Gèdres hat die Gave eine Art Höhle in den Felsen gewaschen, wahrscheinlich ähnlich wie unser Bodekessel, den dort ein industriöser Müller für Geld sehen läßt. — Wir fielen nicht darauf hinein, zumal der Abend bedenklich nahe kam und noch ein gutes Stück Weges vor uns lag bis Gavarni. Zwar war die Straße breit und gut, aber doch an einzelnen Stellen von

Bergwassern überflossen und beschädigt, der Weg steigt an, die Natur nimmt den Gotthard-Charakter an, mächtige Höhen und ragende Felsen ringsum. Ein dritter Wanderer gesellte sich uns, ein englischer Gärtner, der für seinen Herrn in Sydenham Gebirgspflanzen, namentlich Sedum-Arten, sammeln wollte und keine Silbe französisch oder spanisch verstand. Mit dem letzten Tagesschimmer langten wir in Gavarni an, das in einem Kessel mächtiger Hochgebirge gelegen ist, deren Formen sich schwer und schwarz vom Abendhimmel abhoben. Zehn Minuten später war es schon so dunkel, daß man Weg und Steg nicht mehr erkennen konnte, trotzdem die Sterne in grandioser Pracht am schwarzen Firmamente flimmerten. Das Wirthshaus war nett, die Leute freundlich, die Sprache unter einander ein eigener Dialect; z. B.: aporta el candelabrio = bring den Leuchter — voluntar = gern. Ich fragte, ob das baskisch sei? Nein! Oder spanisch? — O nein! nein! beileibe nicht spanisch — die Vermuthung ist beinah schon kränkend, alles Spanische steht hier an der Grenze in gar zu schlechtem Geruche! —

---

5. Lourdes. Bayonne. San Sebastian.

Die Nacht in Gavarni konnte ich wenig schlafen. Meine Augen brannten wie Feuer, und als endlich der Tag anbrach, sah ich, daß sie entzündet waren und die Augenlider dick geschwollen und nur mit Hilfe der Hand zu öffnen. Es war die Folge des Sonnenbrandes auf den Schneeflächen des Col de Tourmalet. Mein Gefährte war besser davon gekommen, seine Augen hatten nicht gelitten, nur die Haut von Gesicht und Nacken war purpurroth und löste sich nachher in Stücken ab. Ich band ein nasses Tuch um die Augen, faßte meinen Freund unter und so gingen wir zum Cirque de Gavarni.

Dieser Cirque de Gavarni ist einer der berühmte-

sten Punkte in den Pyrenäen. Ein weiter Halbkreis steil abfallender Gebirge, terrassenförmig, amphitheatralisch gruppirt. Der umspannte Raum ist so groß, daß die Gebirge nicht so gewaltig scheinen, als sie wirklich sind, von ihnen steigen fünf oder sechs Gletscher zu Thal und speisen die Quellen der Gave. Ich konnte die Augen nur für Secunden öffnen, um das Gesammtbild aufzufassen, mein Freund fand seine Erwartungen nicht erfüllt und erklärte die Schweizer Gletscher unendlich viel imposanter. Wir kehrten also zurück und wanderten von Gavarni nach Gèdres, von da nach Luz dieselbe Straße, auf der wir gekommen waren — Wasser gab es reichlich am Wege, so daß ich immer ein triefend nasses Tuch um Kopf und Augen erhalten konnte, wodurch sich der Zustand merklich besserte. Von Luz nahmen wir Post nach Pierrefitte, wo wir dann wieder aus dem Gebirge heraus waren und die Eisenbahn nach dem berühmten Lourdes führt.

Will man an der Denkfähigkeit der Menschen irre werden, so muß man nach Lourdes gehen. Hier also ist die heilige Jungfrau in einer Felsenhöhle einem Kinde erschienen und hat gesagt: Ich bin die unbefleckte Empfängnis — und seit dem Tage geschehen dort Zeichen und Wunder, und ungezählte Tausende von Menschen aller Stände strömen nach dem Orte. Von dem Städtchen zur Grotte ist zu Fuß eine halbe Stunde, ein Omnibus fährt vom Bahnhof hin und her, der biedere Conducteur wollte uns fangen und versprach, er werde unsertwegen vor der Grotte warten für nur drei Franken! — Wir lachten ihn aus und gingen. Die ganze Straße ist eine ununterbrochene Budenreihe, ein Jahrmarkt von lauter heiligen Gegenständen, Pilgerstäbe, Pilgerflaschen, Rosenkränze, Kreuze, Bilder der Jungfrau, Gebetbücher und Photographien. Letztere erstanden wir, billig und gut — und auf der Rückseite der Photographie der Grotte ist auch zugleich ein Gebet gedruckt, für welches der Bischof von Tarbes jedem achtzehn Tage

Ablaß verheißt, der es einmal hersagt — mehr kann man nicht verlangen.

Die ganze Gegend ist bergig. Dicht an Lourdes erhebt sich auf einem Felsen ein altes Fort; über der Grotte steht auf dem Bergabhange eine große, prachtvolle, neue gothische Kirche, ein Hügel daneben wird zum Calvarienberge eingerichtet, ein mächtig großes Krankenhaus wird gebaut. — Kirche, Hospital — Alles ist von den Groschen der Pilger bezahlt, Geld giebt's wie Heu — das Geschäft geht brillant (wie wir ja auch kürzlich bei dem industriösen Müller bei Marpingen gesehen haben, der die heilige Jungfrau in der Flasche sehen ließ). — In der Grotte selbst ist das Bild der Jungfrau gemalt, so wie sie dem Kinde erschienen ist, mit der Umschrift: je suis l'immaculée conception; das Bild und die Grotte ist von unzähligen Kerzen erhellt, durch ein Eisengitter abgeschlossen, und vor dem Gitter knieen die Gläubigen im Gebet. Zur Seite sind alle die Krücken aufgehängt, welche die geheilten Lahmen zurück gelassen, die gespendeten Fahnen und Kleinodien hängen oben in der Kirche. Das heilige Wasser läuft aus vielen Röhrchen aus dem Felsen und kann leider nicht alle verkauft werden. So konnte ich ungläubiger Wanderer auch meine Augen darin kühlen, es half aber nicht mehr und nicht weniger, als alles unheilige Wasser auch. Um neun Uhr ging der Bahnzug ab, um elf Uhr gingen wir in Pau im Hotel Henry IV. zu Bett.

Der 15. Juni war in Pau ein schöner, warmer Tag. Wir fanden Briefe von Haus auf der Post und machten daher unsere Wanderung in doppelt fröhlicher Stimmung. In Pau erinnert Alles an Henry IV., diesen populärsten der französischen Könige. Sein Schloß, sein Standbild und allerlei sonstige Erinnerungen halten seinen Namen täglich lebendig. Das Schloß liegt prachtvoll auf sanfter Höhe; auf der breiten Terrasse unter allerlei immergrünen Bäumen hat man eine herrliche weite Aussicht über das Thal

der Gave, die schön bewaldeten Vorberge und im Hintergrunde die ganze stolze Pyrenäenkette um den Pic du Midi gruppirt. Dicht daran schließen sich die Promenaden des öffentlichen Gartens, der mehr Wald ist wie Garten, und in gelegentlichen Durchblicken theils dieselbe Aussicht wie von der Terrasse, theils malerische Blicke auf das Schloß gewährt. Wir promenirten dort mit einem freundlichen Bürger von Pau, der sich als entschiedener Republikaner aussprach und von den jetzigen öffentlichen Zuständen in Frankreich sagte: tout marche bien chez nous.

Nachmittags fuhren wir nach Bayonne. Die Gegend ist reich an Wein und Korn, Bayonne ein freundliches Städtchen mit schöner Cathedrale und einem vortrefflichen Hotel, dem Panier Fleury. Ich weiß nicht, machte es der freundliche Name: der Blumenkorb — oder woran es lag, es hat mir auf der ganzen Reise in wenig Häusern so gut gefallen, als im Panier Fleury — allerdings habe ich die Schwäche, in großen, vornehmen, theuern Hotels mich niemals behaglich zu fühlen. Die Citadelle, welche Bayonne beherrscht, soll eine weite Aussicht gewähren über das Meer, die Mündung des Adour, die Küsten Spaniens und das Baskenland. Zwar mißtraute mein Freund von vorn herein der Möglichkeit, daß sie zugängig sei, doch machten wir den Versuch. Wir trafen einen sehr gefälligen Unterofficier, der uns zu einem sehr freundlichen Cantinier führte; aber mit der Aussicht war es nichts: gestern sei der Befehl gekommen, niemanden mehr einzulassen. Dazu begann es zu regnen und so blieb uns nichts mehr übrig, als zum Souper in unsern Blumenkorb zurückzukehren. Nachdem ich meine vegetarianischen Wünsche ausgesprochen, erhielt ich eine treffliche Gemüse-Suppe, Artischocken, Kohl mit gebratenen Kartoffeln, junge Erbsen, Erdbeeren und Bisquit — alles so schön, daß der verwöhnteste Feinschmecker damit zufrieden gewesen wäre. Auch für den Vegetarier ist in Frankreich immer vortrefflich gesorgt.

Am 16. Juni rüsteten wir uns zum Abschiede von Frankreich. Wir wechselten uns spanisches Geld ein, wozu hier die beste Gelegenheit ist. Die französischen Wechsler sind zuverlässig und solide, wie im Durchschnitt alle französischen Geschäftsleute, während man beim Geldverkehr in Spanien nie und nirgend sicher ist, nicht mit falschem Gelde betrogen zu werden. Ich werde auf das Capitel zurückkommen. Dann verschmähten wir für diese Strecke die Eisenbahn, erkletterten einen Omnibus und fuhren in vierzig Minuten nach Biarritz. Das Seebaden beginnt erst am 1. Juli, es war also noch kein Leben am Strande. Die Gestalt der Küste mit großen verstreuten Felsblöcken, dem Telegraphenthurm (Attalaya) dicht am Wasser, dem alten Hafen, wo das Meer in Felsenhöhlen brandet, dann die Pavillons am Strande, der Blick auf die Stadt, andererseits auf den Leuchtthurm und auf die gebirgige Küste Spaniens, geben ein Bild, wie keines unserer nordischen Seebäder auch nur entfernt ein ähnliches bietet. Andererseits aber hat selbst Biarritz keinen Strand, der wie unser Norderney eine ebene ununterbrochene Promenade von zwei Stunden Länge gestattete. Zwischen dem Badestrande und dem Leuchtthurm schiebt sich der Park mit dem Schloß der Exkaiserin Eugenie bis an das Meer, so daß man, um zu dem Leuchtthurm zu gelangen, den ebenen Strand verlassen und im Dünensande um den ausgedehnten Park hinum waten muß. Warum expropriirt man dieses Weib nicht, das so viel Unheil gestiftet? —

Wir trafen mit einem Touristen zusammen, einem Franzosen, der aus Madrid zurück kam. Er trug eine Kleinfolio-Ausgabe von Don Quichotte unter dem Arm und erzählte, in Spanien sei es schrecklich zu reisen, denn kein Mensch spreche französisch. In Madrid habe er zwar in einem sehr netten Hause gewohnt, dem Café de Paris, das er uns empfehlen könne, denn die Leute seien Franzosen — sonst aber wäre es unerträglich und er danke Gott, nun

wieder in Frankreich zu sein. Jetzt wolle er mal den gro=ßen Skating=Rink von Biarritz aufsuchen, der solle hundert Meter lang sein, ob wir nicht mitgingen? — Wir dankten, fuhren zur Station, fielen in ein Coupé erster Klasse, das fünf rauchende Herren in undurchdringlichen Qualm gehüllt hatten, erreichten bald Hendaye, die letzte französische Station, rollten auf der Grenze beider Länder über die Bidassoa=brücke, und landeten in Irun auf spanischem Boden.

Auf Grenzstationen ist immer längerer Aufenthalt, der Douane wegen, welche allerdings mit unserm leichten Ge=päck nicht lange sich zu incommodiren brauchte. Die Pässe mußten vorgezeigt werden, dann waren wir frei. Wir kauften Zeitungen u. dgl., wobei die Verkäuferin eine große Gewandtheit im Annehmen aller Münzen entwickelte, zum Herausgeben aber absolut keine Neigung zu haben schien. Leider versäumten wir, den langen Aufenthalt zu einem Be=such in dem Städtchen Irun zu benutzen. Es soll noch schlimme Spuren des Bürgerkrieges tragen und 200 bis 240 Häuser in Trümmern liegen.

Überhaupt ist der Eindruck der ganzen nun folgenden Strecke ein trister. Zuerst sieht man in der Ferne das Städtchen Fuenterrabbia, das aussieht wie ein Haufen Steine, die lange im Rauch gehangen haben, und dann künden auf beiden Seiten des Schienenweges Ruinen und Trümmer die Spuren des Carlistenkrieges. Die Bahnhöfe und kleinen Stationen sind mit krenellirten Mauern be=festigt, Häuser und Ställe in Trümmern, Gehöfte und Hür=den mit Schießscharten versehen. Das ganze Terrain ist Hügel, Berg und Wald, recht zum Guerilla=Kriege geeig=net. Ich glaube wohl, daß es sonst ein gesegneter Land=strich ist, aber was machen die Menschen aus der schönen Erde! — Die Bahnen durch ganz Spanien haben gewal=tige Bauten erfordert, schon diese Strecke hat lange Tun=nel und hohe Viaducte, dann erreicht sie wieder die Küste und wir sind in San Sebastian.

Bei Ankunft auf dem Bahnhofe viel Lärm und Anpreisen vieler Hotels — welches wählen? wohin? — Fonda del Commercio! — gut — Commercio ist ja unser Fach, also hinein in den Omnibus und zur Fonda del Commercio. — Wir hatten es gut getroffen, das Haus schien zwar nicht stark besucht zu sein, dafür hatte der Wirth, ein Franzose: Mr. Vidal, aber Zeit, sich ganz uns zu widmen. In der liebenswürdigsten, uneigennützigsten Weise stellte er sich uns zur Verfügung und wanderte mit uns den ganzen Nachmittag. Die Kirche San Sebastian hat einen Hochaltar, der ganz von Bildern umgeben ist, die in Relief aus Holz geschnitzt, aber wie Bilder eingerahmt sind — durch den tiefen, dunkeln Holzton dieser Kunstwerke (die wie Bilder aussehen, aber ohne bunte Farben) wird ein besonders ernster, würdevoller Eindruck erzielt. Der Thurm hat einen Vorbau von freistehenden Bögen wie in Bayonne. Die Kirche Santa Maria hat dagegen reich vergoldete Altäre — unweit davon ein Kloster. Ich fragte, ob das Kloster nicht mit aufgehoben sei? Ja, das sei es wohl, aber „ça commence de nouveau", das fängt so bei Kleinem wieder an. Alte Kreuzgänge, unterirdische Gänge, ehemalige Kerker der Inquisition mag durchstöbern, wer dafür mehr Interesse hat — wir sehnten uns nach freiem Ausblick und erstiegen die Citadelle. Auch hier wurden erst einige Schwierigkeiten wegen des Zutrittes erhoben; aber unser ortskundiger Wirth ließ sich nicht zurückweisen, und so hieß es denn: arriva! nur herauf! — Die Aussicht über Stadt, Bucht und Meer ist herrlich; Badestrand, Inselchen, Berge, der alte Leuchtthurm — es ist bei jedem Schritt ein anderes Panorama. Die Soldaten der Besatzung waren kleine Kerle mit rothen Hosen, rothen Mützen, blauen Kapots und vielen Orden; sie amüsirten sich mit Ballspielen, waren frisch und beweglich und schienen fröhlich und wohlgemuth. — Beim Abstiege kamen wir an dem Kirchhofe vorbei, wo die im Carlistenkriege von 1836 gefallenen englischen Offi-

ciere beerdigt sind. Im letzten Carlistenkriege ist San Sebastian abermals belagert und beschossen worden, es ist Tag und Nacht unsicher gewesen, aus dem Hause zu gehen — die in die Stadt geworfenen Bomben sind jedesmal von der Citadelle durch eine Glocke vorher signalisirt, damit jeder auf der Hut sein konnte. Man hat selbst mit Petroleumbomben geschossen, und doch sei alles nur Commedia gewesen, meinte unser Wirth. Für die Einwohner allerdings schlimme Commedia — er selbst z. B. habe bis zu sechzig Mann Einquartierung gehabt. Zur Dauer des jetzigen Regiments habe niemand Zutrauen; aber wenigstens sei die persönliche Freiheit uneingeschränkt und jeder könne thun und lassen, was ihm beliebe, müsse nur im Nothfall den Beutel ziehen. — Auf dem Rückwege führte uns Mr. Vidal auch nach dem Schlachthause, wobei ihm mein Gefährte mittheilte, das sei für mich ein Gegenstand des Abscheues, weil ich Vegetarier sei. So etwas hatte er nie gehört, und als wir ihm versicherten, daß ich niemals Fleisch äße, rief er aus: mais c'est un phénomène! — Was sagen wir aber in Hannover und anderen deutschen Großstädten, wo noch in allen Straßen geschlachtet werden darf*) dazu, daß diese kleine spanische Stadt von etwa 1500 Einwohnern ihr gut eingerichtetes Schlachthaus besitzt? Und außerdem zum Verkauf der Fische eine eigene Halle von sehr sinnreicher Einrichtung? In diese Fischhalle werden unten auf Steinplatten mit reichlicher Wasserspülung die Fische, die versteigert werden sollen, hineingebracht. Die Käufer, Kleinhändler und Publikum, sitzen oben auf einer Galerie, die den genauesten Überblick des Raumes gestattet. Der Verkäufer legt einen Posten Fische auf und ruft einen Preis, sagen wir beispielsweise zehn Francs. Keine Antwort. Neun Francs! acht! sieben! — klapp! — Der Käufer, der sieben Francs geben will, drückt nur auf einen Knopf vor

*) In Hannover 1881 abgestellt.

seinem Sitze, und eine Kugel mit der Nummer seines Sitzes fällt unten in ein Becken. Der Apparat arbeitet so genau, daß der, der sich zuerst entschließt, auch sicher die Waare bekommt, da ist kein Streit, kein Irrthum möglich. Wir gingen mit unserm Wirthe zu Haus zum Speisen und unternahmen dann noch eine Promenade allein.

Wir folgten den Boulevards oder, wie wir jetzt wohl spanisch sagen müssen, der Alameda und geriethen dann hinaus in eine Art Vorstadt. Bei einer ländlichen Posada war ein flottes Kegelschieben im Gange. Einer eigenen Bahn bedurfte es dazu nicht, der harte Weg war Bahn genug. Die neun Kegel waren nicht spitz gegen den Werfenden aufgestellt wie bei uns, sondern breit. Die Kugeln waren hohl, aber größer als die unseren und darum eben so schwer. Der Werfende faßte durch einen Einschnitt mit vier Fingern in die Kugel hinein, gab dann mit dem Arme einen mehr als halbkreisförmigen Schwung und warf los. Die Zuschauer standen dicht zu beiden Seiten der Wurfbahn und traten nach jedem Wurf zusammen, um der Kugel nachzusehen, so daß dem Werfenden selbst das Nachsehen unmöglich war. Ob das Spiel nur eine Kraftübung, oder ob Gewinn und Verlust damit verbunden war, konnten wir nicht ermitteln; jedenfalls waren die Spielenden und die Zuschauer recht vergnügt dabei. Bei der Rückkehr auf die Alameda, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, spielte dort Militär-Musik, alles promenirte oder saß auf den Bänken, Mädchen und Kinder tanzten — kurz: unser erster Abend in Spanien war reich an fröhlichen, munteren und lebendigen Bildern.

Am andern Morgen nahmen wir Abschied von Mr. Vidal. Schon saßen wir im Omnibus, da erschien er nochmal und überreichte meinem Freunde ein kleines Päckchen, es enthielt ein gebratenes Huhn, und mir ein großes Packet mit Brot, Oliven, Artischocken, einem wohlverpackten Bündel gekochter Spargel, Äpfeln und Pfirsichen. Er schien es

für Pflicht zu halten, uns vor Hungersnoth zu bewahren — und da die Eisenbahnfahrt nach Burgos zehn Stunden dauert, so kamen uns diese Provisionen sehr gut zu Statten. — Die Fahrt durch Castilien ist landschaftlich schön, zu Anfang passirt man immer noch zerstörte Häuser und zerschossene Gehöfte, dann wechseln felsige Berge und Steinöden mit fruchtbaren Feldern, gut bebauten Ebenen und üppigem Grün. So bis Vitoria, das wir 1 Uhr Mittags passirten. Die Gegend blieb fruchtbar und gut bebaut bis nach 3 Stunden bei Pancorbo, das ein unglaublich trauriges Nest in einem Cirkel öder, kahler Felsen ist und einen befestigten Bahnhof hat. Dann wieder freundliches Land, bis wir Abends 6 Uhr Burgos erreichten. Zur würdigen Vorbereitung auf Burgos lasen wir Herders Cid, und einige Soldaten, die mit uns fuhren, freuten sich, zu sehen, daß die Romanzen vom Cid Campeador auch bei uns bekannt wären und sogar in einer fremden Sprache mit Buchstaben gedruckt, die sie gar nicht mal lesen konnten. — Auch dieser Tag war eher kühl, als warm gewesen. —

---

6. Burgos. Escorial.

Abends nach 6 in Burgos angekommen, brachten wir uns rasch in der Fonda del Norte unter und eilten zunächst zur Post, um Briefe abzuholen. Die Worte „Post" und „Poste restante" oder „Postlagernd" sind in Spanien unbekannt, man fragt nach dem Corréo de los cartas (Briefpost) und dort nach „Cartas en lista", auf deutsch postlagernden Briefen. In Städten, wo ein Consul ist, sollte man die Briefe lieber an diesen adressiren lassen, denn mit dem Abholen von der Post hat man viele Schwierigkeiten. Vor- und Zunamen werden, wie in Italien, stets verwechselt, es sollten also Vornamen stets weggelassen werden. Die Zeiten, wann die Post geöffnet ist, sind allent-

halben anders, meist nur Morgens und Abends, und am Tage geschlossen. — Am leichtesten verständigt man sich, wenn man ein Couvert oder eine Postkarte vorzeigt, mit Marke und Adresse, wie man sie erwartet. Zuweilen werden auch mal die eingegangenen Briefe drei Tage nicht sortirt, dann kann man manchen vergeblichen Weg machen. — Will man schreiben, so kauft man sich Postkarten (tarjetas) oder Freimarken (sellos) nicht auf der Post, sondern im Tabaksladen, estanco nacional. — Tabak, Cigarren und Postmarken sind Regierungs-Artikel, daher nur in diesen Estancos zu haben. Die Frankatur beträgt, dem Postverein entsprechend, zehn resp. fünfundzwanzig Centimen.

Auch mit dem Gelde hat man seine liebe Noth. Die officielle Einheit ist der Real (zwanzig Pfennig), vier Real sind eine Peseta (= ein Franc), die in hundert Centimen getheilt wird. Die fünf- und zehn-Centime-Stücke repräsentiren also nur kleine Werthe und stehen beim Volke in großer Mißachtung, werden sogar im Süden gar nicht genommen. Dagegen sind die alten Cuartos sehr beliebte Kupfermünzen und daneben circuliren noch marokkanische Ochavos (à $2^1/_2$ Pfennig). Genau habe ich mich bis zum letzten Tage in dem verschiedenen Kupfergelde (das doch ein blinder Zeitungsverkäufer am Gefühl unterschied) nicht orientiren können, und viel kann man dabei auch nicht verlieren; aber schlimm ist das falsche Silber und Gold.

Da es keinem Menschen als Vergehen angerechnet wird, wenn er falsches Geld auszugeben versucht, und da es keiner Behörde einfällt, falsches Geld anzuhalten, sondern nur die Annahme verweigert wird, so ist man bei keiner Gelegenheit vor falschem Gelde sicher. Darum wird jedes Goldstück und jede Peseta (à vier Real oder ein Franc) vor Annahme auf den Tisch oder die Steinplatte geworfen, um den Klang zu prüfen. Der Spanier hat es auch im Griff, aber der Fremde kann sich kaum sichern. Die courantesten Goldstücke sind achtzig Real oder zwanzig Francs

werth; es gibt aber auch Stücke von hundert Real oder zwanzig Mark. — Mit diesen sei man vorsichtig und sage beim Ausgeben stets cien reales (hundert Realen) dabei, sonst werden sie als achtzig Realen angenommen und man ist um vier Mark betrogen. Zu drei verschiedenen Malen haben die Billet-Einnehmer der Eisenbahnen dieses Stückchen mit uns versucht, es scheint also eine viel geübte Praxis zu sein.

Überhaupt wird der Fremde von allen Leuten, mit denen er zunächst zu thun hat, als gute Beute betrachtet und möglichst geschoren. Die Eisenbahnen sollen darin den Volkscharakter wesentlich verschlechtert haben. Der eigentliche Geschäftsmann dagegen gilt allgemein als zuverlässig und solide. — In den Hotels thut man gut, den Preis vorher festzustellen; der einfache Tourist wird mit einem Durchschnittssatze von dreißig Real (= sechs Mark) für den vollen Tag, d. h. für Nachtquartier, almuerzo (reichliches Gabelfrühstück von zehn bis elf Uhr) und comida (d. h. table d'hôte um fünf oder sechs Uhr) auskommen, also wesentlich billiger und besser als der Fremde in Deutschland. — Wer es noch billiger haben will, muß sich ganz zum Volke halten und der Sprache völlig mächtig sein.

Doch nun, nach diesen nüchternen Bemerkungen à la Bädeker zur Umschau in Burgos. Ist das eine interessante Stadt! Sieht man sie aus einiger Entfernung, so tritt die herrliche gothische Kathedrale mit hohem Dom und zwei völlig ausgebauten Thürmen als der Mittelpunkt und Schwerpunkt hervor, um den sich das andere Häusergewimmel zwanglos gruppirt. Leider gruppirt es sich zu eng hinan und verdeckt in der Nähe mit seinem Alltagsgesicht die prächtigen gothischen Glieder. Das Innere ist unendlich reich an Schmuck aller Art, Reliefs, Ornamenten, Bildern, Kostbarkeiten. Mag der Kenner dabei die Vermischung mehrer Stile tadeln, uns entzückte der Gesammt-Eindruck in hohem Grade. — Im Innern der Stadt ist

noch das Rathhaus interessant, der kreisförmige Marktplatz und die Casa del Cordon, ein alter Palast, in dessen Fronte der Cordon des Deutschen Ordens ornamental ausgehauen ist. — Aus einem schweren massiven Thore, das von sechs Thürmchen flankirt und reich ornamentirt ist, dem Arco de San Maria, tritt man auf eine schattige Promenade, die einen großen freien Platz, den Espolon, umgibt. Überhaupt hat Burgos, unähnlich den meisten anderen Städten Spaniens, noch weite Spaziergänge draußen; bis zur Cartuja de Miraflores, drei Viertelstunden, geht man unter Bäumen. Diese Karthause lohnt den Besuch, wenn man die Zeit übrig hat. Sie ist 1441 gebaut, um als Königsgruft zu dienen; ist in schönem gothischen Stil und die Grabstätten von Alabaster. Wir kamen Mittags hin, fanden alles verschlossen und draußen eine fröhliche Gesellschaft, welche sich im Schatten gelagert hatte und ein Piknik feierte. Die Tafel war auf dem Rasen gedeckt, Wein und kühles Wasser in Fülle vorhanden und wir wurden auf das Freundlichste zur Theilnahme eingeladen. — Die Kustoden hielten jetzt Siesta und da würde doch nicht geöffnet! (Die Karthäuser sind ausgetrieben, wie alle andern Orden.) Die allgemeine Hospitalität in Spanien ist sehr anmuthend, es nimmt z. B. auf der Eisenbahn niemand den Brotkorb, oder die Weinflasche, oder die Cigarretten hervor, ohne seinen Nachbaren anzubieten. Gusta, Usted? Beliebt's Ew. Gnaden? — mag manchmal nur Form sein, oft ist es aber auch aufrichtig gemeint. Hier, nach heißer Wanderung, nahmen wir gern einen Schluck Wein an, dankten aber für Weiteres, da unterdeß eine andere Gesellschaft gekommen war, welche mit Anwendung einiger gemünzten Gründe sofortigen Einlaß zu erwirken verstand — so daß wir ohne Zeitverlust uns anschließen konnten.

In Burgos tritt uns zuerst der Mythos vom Cid Campeador lebendig entgegen und bleibt lebendig bis ganz in den Süden, wo ja Valencia ausdrücklich Valencia del

Cid heißt. In Burgos stand einst sein Haus, die Stätte desselben, el solar del Cid, ist durch ein Denkmal bezeichnet, dessen Steine von dem Hause herstammen sollen. Es liegt jetzt etwas seitab, sonnig und staubig, die Zeiten haben auch in Burgos viel zerstört. Im Rathhause wird ein Doppelsarg mit Glasdeckel aufbewahrt, darin liegen die Gebeine des Cid und seiner Gattin Ximene. Dort wird auch einer der Koffer gezeigt, welche der Cid mit Sand gefüllt und verschlossen als Pfand den Juden Rachel und Bidos übergeben hatte, um von ihnen die tausend Goldstücke zu leihen, mit denen er seine Krieger bezahlen und Andalusien erobern wollte:

Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelöst.

So haben wir zu allen Zeiten und in allen Landen die Geschichte von der zweierlei Moral.

That dem Herzen Cid's das wehe?
Nicht im mind'sten. Herzhaft that er's
Voll Vertrauen auf sein Glück.
„Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weihn wir jetzt zur Hilfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!"

Schade, daß der romantische Zug, der so tief in unserm Herzen wurzelt, immer mit der leidigen, nüchternen Kritik unserer Gegenwart in Conflict kommen muß. Wie hehr und herrlich steht die Gestalt des Cid Campeador vor unserer Phantasie seit den Tagen der Jugend! — Und sehen wir jetzt näher zu, so bleibt ein roher Gesell, ein Raufbold, ein Abenteurer, der friedliche Völker überfällt und sich durch Mord und Raub bereichert. Seine Gattin Ximene schreibt in der ersten Zeit ihrer Ehe aus Burgos an den König, Don Fernando, klagend:

„— — einmal kaum im Jahre
Sieht er seine Gattin, mich.

Und wie kommt er? Blutgebadet
Bis zu Füßen seines Pferdes.
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, schläft er ein;
Träumet wie ein Wildbesessner
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühster Strahl,
Ohne mich nur anzuschauen,
Ob ich wache, ob ich schlafe,
Springt er auf — — "

Nicht wahr, ein liebenswürdiger Gatte! Sein Schwert, die Colada, wird in der Rüstkammer zu Madrid gezeigt, und mit Andacht betrachtet man dies Werkzeug Gottes, mit dem die Ungläubigen aus dem Lande getrieben sind. Kommt man aber nach Andalusien und sieht auf Schritt und Tritt, welche hohe Blüte der Cultur, der Kunst und der Wissenschaft in diesem Gottesstreite vernichtet ist, und daß das Land nach 800 Jahren nicht entfernt wieder zu dieser Blüte gekommen, im Gegentheil verödet und verwahrlost ist, so sollte man wünschen, daß die Mauren niemals weggejagt und erschlagen wären!

Es war Sonntag Nachmittag. Die Straßen von Burgos waren öde, die Läden meistens geschlossen. In einigen großen Cafés war alles dicht besetzt, es wurde fleißig Domino gespielt. Mitten in einer Straße saßen sechs Frauen und spielten Karten, das Pflaster diente als Tisch — weiterhin stand eine Gruppe Soldaten um einen Negerjungen, der tanzte und dann ein paar ganz kleine Münzen sammelte. — Wir fuhren zum Bahnhof und um sechs Uhr dreißig Minuten Abends ging der Zug ab nach Madrid.

In Valladolid durften wir leider nicht bleiben, sondern fuhren die Nacht durch. Um $4^1/_2$ Uhr früh (19. Juni) ging die Sonne auf und beleuchtete eine öde Fläche, überstreut mit Granitblöcken aller Größen, dazwischen einzelne, kümmerliche, bestaubte Bäume. Ein röthlich gelber Stein-

haufen nahm beim Näherkommen bestimmte Formen an, spärliches Grün davor, blaue Berge dahinter, es war Avila, berühmt als Geburtsort der heiligen Therese. — Der Morgen und die Gegend wurde freundlicher, um sieben Uhr erreichten wir das Escorial.

So öde, wie nach manchen Schilderungen das Escorial liegen soll, liegt es nicht. Es sind allerdings kahle, wildgezackte Gebirgszüge, die Sierra Guadarrama, dahinter, aber doch große Gärten davor und rund herum viele Bäume, und das will in Spanien schon etwas sagen. Das Gebäude ist ein kolossales Viereck von Granit, flankirt von Thürmen und überragt von der hohen Kuppel der Kirche. Es war Kloster, Kirche und Schloß vereinigt. Der Grundriß soll die Form des Rostes haben, auf welchem der heilige Laurentius gebraten. Der Duft von gebratenen Märtyrern und von einem Bluthunde in Purpur schwebt noch um das Bauwerk. Philipp II. hat das Escorial gebaut, sein Andenken spricht aus jedem Steine, sein finsterer Geist hat in dem Escorial einen granitnen Ausdruck gefunden. Jetzt steht das Kloster leer, die hochgewölbte Kirche ist wenig besucht, der Humor der Weltgeschichte macht sich auch hier geltend: Philipp II. wollte ganz Spanien zu einem Kloster machen, nach dreihundert Jahren verbrennt Spanien die Klöster und verjagt die Mönche.

Die Kirche im Escorial ist wie alle Kirchen in Spanien stets geöffnet und jedermann zugängig, ohne daß ein Domschweizer trinkgeldhungrig die Fremden bewachte. Zur Krypte, zur Bibliothek und den Zimmern des Schlosses bedarf man dann allerdings der Führung. — Wir hatten Zeit die Fülle, da vor Abend doch kein Zug nach Madrid mehr ging, und die Ruhe in der stillen, kühlen Kirche war wohlthuend — wir machten es uns also bequem und lasen einige Scenen aus Schillers Don Carlos. — Das war entschieden ein sehr ketzerisches Beginnen, doch zum Glück ist ja die heilige Inquisition nicht mehr in Thätigkeit.

Die Umwälzungen der Neuzeit haben es möglich gemacht, den Forschern viele bis dahin unzugängige Archive zu öffnen und mit dem vorgefundenen Material die früheren geschichtlichen Annahmen zu vergleichen. Danach soll Don Carlos von Kindesbeinen an ein jähzorniges, grausames, halb verrücktes Individuum gewesen sein, und als Kind z. B. sich damit amüsirt haben, auf der Jagd gefangene Hasen lebendig rösten zu lassen. Von der romantischen Liebe zu seiner Stiefmutter wird nichts übrig gelassen, und sein Tod nicht der Inquisition, sondern der wegen Fluchtversuches verhängten Gefangenschaft zugeschrieben. — Mag dem sein, wie ihm will, ich bleibe meinem Schiller treu. Die Geschichte ist am Ende nur die Art und Weise, wie man die Personen und die Ereignisse auffaßt. Das ist immer subjectiv — ein absolut Wahres giebt es nicht. Nicht einmal, was wir selbst erleben, können wir klar erkennen und die Wahrheit einwurffrei feststellen. Und wie meisterhaft zeichnet unser Schiller die ganze Zeit! Die eine Scene im letzten Acte zwischen dem König und dem Großinquisitor spricht verständlicher, als ganze Folianten. Beiläufig gesagt wird diese Scene bei der Darstellung auf deutschen Bühnen meist ausgelassen, weil man selten genügende Kräfte hat, die Rolle des Großinquisitors würdig zu besetzen; in diesem Fall müßte man sich durch Gäste helfen, um dem Drama nicht die beste Scene zu nehmen.

Es erfüllt mich stets mit Wehmuth, wenn ich Stätten betrete, die durch unsern Schiller geweihete geworden sind für die ganze Welt (das Land des Tell, des Fiesco, des Don Carlos u. s. w.) und dabei bedenke, daß es diesem großen Geiste nicht vergönnt war, sie selbst zu schauen, während jetzt die Durchschnitts-Menschheit heerdenweise dahin pilgern kann. Das hohe Interesse, mit welchem wir das Escorial sahen, verdankten auch wir zunächst doch unserm Schiller.

Die Zimmer Philipp II. sind so erhalten, wie er sie

bewohnte. Es sind kleine, dunkle Räume, weiß getüncht, die untere Partie der Wände mit Fliesen bekleidet. Das Bett, das Schreibzeug, die Briefmappe, Stuhl und Leuchter sind noch vorhanden, alles ohne Schmuck. Ein hölzernes Fenster in der Wand läßt sich öffnen und gewährt den Blick auf den Hochaltar der Kirche, so daß der König der Messe beiwohnen konnte, ohne seine Zimmer zu verlassen. Die Fenster nach Außen blicken auf die ansteigende Sierra, der vordere Theil ist ein Garten, darin die Bank von Stein, auf welcher Philipp zu sitzen pflegte. In diesen finsteren, unfreundlichen Räumen hauste der Monarch, der doch noch immer der reichste und mächtigste der Welt war, wenn er auch die Macht seines Vaters, des fünften Karl, nicht mehr besaß — hier hauste er und sann auf Mord und Verderben Tausender, ja selbst des einzigen Sohnes!

Die späteren Zeiten sind wenigstens freundlicher geworden. Das Stockwerk über Philipps Zimmern wird von den modernen Schloßräumen eingenommen und auch jetzt noch von der königlichen Familie benutzt. Die Zimmer sind kleiner, als man vermuthen sollte, aber wohnlich und behaglich. Der Fußboden ist mit feinen Strohmatten bedeckt, an den Wänden Gobelin-Tapeten nach den Bildern des Malers Goya aus dem spanischen und niederländischen Volksleben.

Eine prachtvolle Treppe, mit Deckengemälde von Luca Giordano, führt zu der Bibliothek. Hier ist von alten Drucken und Handschriften ein Schatz aufgehäuft, über den der Kenner vor Freude außer sich kommen muß. Der codice de oro von 1050, eine alte Handschrift der Evangelien, jeder Buchstabe vergoldet — Malfre, Su arbol de amor, escrito in rimas lemosinas en el anno 1288 — persische Lieder von 1400 — der Koran des Königs Zidan von Marocco von 1594 — die Gebetbücher Karl V. und Philipp II. — ein spanischer Virgil von 1200 — und tau-

send andere arabische, hebräische, griechische und lateinische Kostbarkeiten — mit Geld und Gewalt zusammengebracht und alles vortrefflich erhalten.

In die Kirche zurückgekehrt, sahen wir noch die prächtige Sakristei, die Gemälde-Galerie — den Chor mit seinen wundervoll geschnitzten Stühlen, deren einer natürlich für Philipp II. bestimmt war. Ferner sind 218 große, auf Pergament geschriebene Notenbücher merkwürdig, an deren einem zwei Mann zu tragen haben, und in einer Seiten-Kapelle ein Christus am Kreuz aus weißem Marmor von Benvenuto Cellini. — Er hängt so, daß die Soldaten vom Hofe aus ihn sehen können, wenn im Hofe Gottesdienst ist.

Das Pantheon, die Gruft der spanischen Könige, liegt gerade unter dem Hauptaltar der Kirche. Es ist ein achtseitiger Raum, in welchem an Pracht der Gesteine verwendet worden, was nur denkbar ist — doch ist es nur bei Lampenlicht sichtbar. Eine Seite dient als Altar, eine als Thür, an den anderen Seiten stehen je vier Marmor-Sarkophage über einander. Für Isabelle und Alfonso sind auch bereits die Plätze vorgesehen. — Hier hat die Hand der Revolution noch nicht gehaust, wie in St. Denis — ob sie nicht auch hierher den Weg einst finden wird?

---

7. Madrid.

Der Abendzug brachte uns vom Escorial nach Madrid. — Wir folgten dem Rathe unsers Freundes von Biarritz und ließen uns nach dem Café de Paris in der Passaje Matteu bringen, wo wir in jeder Beziehung gut aufgehoben waren. — Das Café ist ein sehr besuchtes, ganz in der Nähe der Puerta del Sol, dem Mittelpunkt von Madrid, gelegen. Der Wirth hat im ersten Stock einige Zimmer, wir bekamen zwei davon und den Hausschlüssel, waren also sofort häuslich eingerichtet.

Man macht Madrid den Vorwurf, daß es keine historische Hauptstadt sei, da Burgos, Toledo, Sevilla und Valladolid die Hauptstädte der alten spanischen Könige gewesen seien, während erst vor 300 Jahren Madrid durch Cardinal Ximenez und Philipp II. zur Hauptstadt gemacht ist. Darum habe Madrid kein Bauwerk von Bedeutung, keine Monumente, keine Kirchen von Interesse, keinen Handel und keine Industrie, sondern führe ein ganz künstliches Dasein. Mag sein, doch hat Madrid auf mich wenigstens den Eindruck einer recht lebendigen Großstadt gemacht; und das Schloß, welches von der Flußseite her, aus dem Schloßgarten gesehen, hoch liegt, gewährt einen imposanten Anblick. Vor dem Schlosse stehen Schildwachen zu Fuß und Schildwachen zu Pferde, die Polizei-Soldaten tragen Säbel und geladene Revolver, man traut eben dem Landfrieden nicht so recht. Kein Mensch glaubt an eine lange Dauer des Regiments. — Im Schlosse ist die Kirche für jedermann offen, ihre Kuppel wölbt sich über vier großen Rundbögen, sie ist reich an Marmor und Gold. Der junge König persönlich wird gerühmt, er soll seiner Umgebung überlegen sein, doch fürchtet man, daß er sich nicht auf die Dauer den traditionellen bösen Einflüssen werde entziehen können. Die schönere Hälfte von Madrid, die graziösen Madrilenen, waren gerade recht bös auf den König, weil er zur großen Frohnleichnams-Procession nur seinen Wagen gesandt hatte und nicht selbst darin gesessen — und sie hatten so sicher darauf gerechnet, ihn bei dieser Gelegenheit recht in der Nähe zu sehen. Zum Frohnleichnams-Feste wird nämlich ein kolossaler Pomp entfaltet, die Straßen mit Zeug überspannt, weil die ganze Garnison barhaupt folgt und sonst bei prallem Sonnenschein den Sonnenstich bekommen würde. Die Ausstattung dieser Procession kostet der Stadtcasse 2—300,000 Francs; aber die Zinsen ihrer Schulden kann die Stadt nicht bezahlen (trotzdem sie allein für Octroi täglich fünfzig Tausend Francs einneh-

men soll). — Das ist so ein Pröbchen der Cosas d'España. —

Das Leben in unserm Café war ein recht amüsantes. Gegen Abend waren alle Stühle besetzt, Fremde und Einheimische wogten durcheinander, die neuen Zeitungen wurden ausgerufen: Correspondencia! Imparcial! Diario! — Allerlei zum Verkauf angeboten und namentlich Lotterie-Loose! — Die Loteria Nacional giebt 35,000 Loose aus, jedes zu dreißig Pesetas und in zehn Antheile getheilt. Ein Antheil kostet also etwa zwei Mark sechzig Pfennig. — Schmutzige und zerlumpte Kinder treiben mit diesen Loosen den schwunghaftesten Handel.

Das Diner wurde um sieben Uhr Abends gewissermaßen en famille eingenommen. Der Herr und die Damen des Hauses präsidirten und der kleine Raum war nur auf eine beschränkte Anzahl Gäste berechnet. So war die Conversation eine allgemeine und wurde ganz französisch geführt. Es waren Chefs benachbarter Minen, Ingenieure von Werken u. s. w. am Tisch, alle Franzosen, welche von den spanischen Zuständen nicht sonderlich erbaut waren. „Kein Mensch will arbeiten," sagte der eine, „und wenn ich morgen mein Bergwerk schließe, so freuen sich alle meine Arbeiter, trotzdem sie guten Lohn verlieren würden. Kein Spanier wird sich Mühe geben, nur mal einen Fremden zu verstehen; denn nur der Spanier ist nobel. Klein-Geld zum Auszahlen muß ich mir in Kisten von Madrid holen; dieselbe Summe, die ich nöthig habe, geht denselben Tag vielleicht von der Kasse der Bahnstation meines Ortes nach Madrid — aber eine Verständigung über den Austausch ist nicht möglich — Tratten oder Anweisungen kennt man nicht." Ein anderer sagte: „In meinem Orte könnten noch zwei Krämer gutes Auskommen finden; aber es fällt keinem ein, sich da zu besetzen. Will man aus Valdepeñas Wein beziehen, so muß man ein Faß und elf Francs hinschicken, dann kommt er nach zwei bis drei Monaten an, sonst aber

nicht. Man kann allerdings auch zwei leere Fässer hinschicken, dann kommt das eine voll zurück, das andere gilt als Zahlung." Ein anderer: „Drei Viertel der ganzen Bodenfläche sind unbebaut und gar nichts werth. Man kann unweit Madrid Land, welches bearbeitet trefflich sein würde, für ein Cent. den Quadratmeter kaufen. Der Rest ist aber so fruchtbar, daß er alles vollauf liefert und in Castilien ein Sous genügt für Brot, Wein, Fleisch und Cigarretten. Der Bettler kann schon mit einem Sous sich betrinken. In Andalusien kostet auch eine Flasche Landwein nur einen Sous (vier Pfennig) — an manchen Orten ist Wasser theurer wie Wein; man macht also den Mörtel mit Wein an, wenn man etwas zu mauern hat. — Darum ist jeder faul, und die Fremden, die ins Land kommen, bleiben auch nicht lange energisch, sondern werden auch faul. Industrielle oder Kaufleute oder Ingenieure sind alle Franzosen oder Deutsche." Ein anderer: „Mit Geld ist alles zu machen, jedes Gesetz zu umgehen, jeder Beamte oder Richter zu bestechen. Für fünfundzwanzig Pesetas kann man einen Mord anstiften oder begehen und ungestraft bleiben. — Die Militärpflicht ist allgemein, wer aber zur rechten Zeit und an die rechte Person ein Stück Geld bezahlt, der bleibt völlig frei." — „Das gewöhnliche Volk kennt außer Spaniern nur Franzosen, jeder, der nicht Spanier ist, ist Franzose. In Madrid ist das Leben sehr theuer, weil Steuern und Octroi auf alle Lebensmittel enorm sind, namentlich auf Salz, französische Weine, Geflügel, Fleisch."

Ähnliches bekamen wir noch öfter zu hören; ob nun alles so schlimm ist, vermag ich nicht zu sagen. Sonst concentrirte sich das öffentliche Interesse namentlich auf die Stiergefechte (corridas de toro), an welchen ohne Ausnahme jeder, vom Könige bis zum Bettler, lebendigen, selbst leidenschaftlichen Antheil nimmt. In Madrid finden sie während der guten Jahreszeit jeden Sonntag statt, also etwa vierundzwanzig im Jahre, die Rotunde soll an zwanzig

Tausend Zuschauer fassen. In allen anderen Städten sind sie zu bestimmten Zeiten, namentlich an den hohen Kirchenfesten. Man abonnirt, wie bei uns im Theater; die berühmten Stierfechter sind Größen wie bei uns die Heldentenore und werden eben so brillant bezahlt; der Espada bekommt bis sechs Hundert Thaler für jede Vorstellung. Die Stiergefechte abzuschaffen, ist zunächst wohl so wenig denkbar, als es bei uns sein würde das Theater abzuschaffen. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ein Stiergefecht zu sehen, kann also nichts neues darüber mittheilen.

Abends promenirt man zu Fuß oder zu Wagen im Prado. An Schönheit der Bäume kann sich diese Promenade mit unserer Herrenhäuser Allee bei weitem nicht messen, doch haben dort Bäume überhaupt mit ihrem Schatten und ihrer Kühlung eine andere Bedeutung als bei uns. Reizend ist der Garten des Buenretiro, wo Abend-Concerte stattfinden. Es ist ein Tivoli in vergrößerter Form, das Entrée von einer Peseta verbürgt gute Gesellschaft, die sich in höchster Eleganz um die Musik-Rotunde und in den Laubgängen bewegt, oder auf Stühlen und Bänken niederläßt. Dabei fiel es aber den Tausenden nicht ein, etwas zu verzehren — das zur Seite gelegene Café fand nur schwachen Zuspruch. — Wie muß ein Spanier staunen, der bei uns die Ströme Bieres sieht, die bei solchen Gelegenheiten fließen.

Die Post ist in der Calle de Carretas. Nun weiß man doch, wo unser deutsches Wort „eine alte Karrete" herkommt — deutsch wird „Karren" daraus. „Plata" heißt Silber, daher das früher viel gebrauchte „Platiren" für Versilbern. — Die Post schien ein sehr gemüthliches Institut zu sein — an unserm Abholefenster war keine Bureaustunde bekannt gemacht; wenn es geschlossen war, so stand nur ein Zettel davor: „No hay despacho", d. h. Ausgabe findet nicht statt. Mehrere waren schon gekommen und gegangen, endlich kam auch ein junger Kaufmann. Wir hatten uns die Rede recht schön einstudirt, auf spanisch zu fragen, wann

denn wohl der Schalter sicher offen wäre — da antwortete der junge Herr auf Deutsch: Sie sind wohl Deutsche, meine Herren, ich bin aus Remscheid — hier auf der Post muß man es versuchen, wann offen ist, gegen sechs ist einige Wahrscheinlichkeit. — Als wir wieder kamen, war das Fenster offen und ein Kätzchen saß davor, doch fand sich dann auch ein edler Don, der uns mit vieler Mühe unsere Briefe heraussuchte. — Im Theater waren wir einen Abend, um ein Stück von de la Vega, el angel custodio zu sehen; da wir aber vergebens in allen Buchhandlungen der Hauptstraßen nach einem Texte gesucht hatten, so verstanden wir nichts und gingen nach dem ersten Acte wieder fort.

Doch dies sind alles Nebensachen. Die Hauptsache, die Perle von Madrid, das Größte, Erhabenste und Schönste, was man sehen kann, das ist seine Gemälde-Galerie im Museo Real. — Es ist wohl unbestritten die erste Galerie der Welt. Das erklärt sich daraus, daß Carl V., Philipp II. und Philipp IV., sei es aus Kunstsinn, sei es aus Eitelkeit, von den Werken berühmter Maler sammelten, was sie nur erhalten konnten — und daß sie viel erhalten konnten, war natürlich: Spanien herrschte über einen Theil von Italien, über Flandern und Holland, und die Könige waren die reichsten von Europa, da das Gold Amerika's zuerst ihnen zuströmte. Dieses Gold hat Spanien wenig Segen gebracht — die herrliche Galerie ist fast der einzige Erwerb, der noch heute ein beneidenswerther ist.

Es ist eine undankbare Aufgabe, gehörte Musik oder gesehene Bilder zu beschreiben. Ich will davon fern bleiben. Von dem Reichthum der Galerie in Madrid geben wohl die Zahlen einen Begriff, wenn ich erwähne, daß sie 64 Velasquez, 46 Murillo, 58 Ribera, 10 Raphael, 40 Titian, 10 Claude Lorrain, 76 Teniers, 22 van Dyk, 62 Rubens, und im Ganzen über 2000 Gemälde enthält, darunter nichts Schlechtes und alle vortrefflich erhalten. Von unserm

Albrecht Dürer ist u. A. ein Selbstporträt von 1498 vorhanden mit der Inschrift:

Das malt ich nach meiner Gestalt
Ich war sex und zwanzig Jar alt. Albr. Dürer.

Rubens, möchte ich sagen, lernt man erst hier recht kennen. Was hat der Mann alles gemalt! Wenn man an die vielen Gemälde denkt, welche Antwerpen, Wien und so viele andere Galerien von ihm besitzen, so bekommt man schon einen Schrecken über den ganzen Saal voll großer Rubens, die das Louvre enthält. Aber diese Bilder, so schön sie sind, sind doch bestellte Arbeit, gemalt zur Verherrlichung der französischen Königs-Familie. Die Bilder in Madrid dagegen machen den Eindruck, als habe sie Rubens so recht zu seinem eigenen Vergnügen geschaffen. Da hat er sich so recht gehen lassen, Geschichte, Mythologie, Allegorie gemalt, ein Bild noch farbenprächtiger und üppiger als das andere. — Und in welchem Gegensatze steht er damit zu den spanischen Malern! — Höchstens versteigen sich diese zu einem lustigen Trinkgelage, sonst ist alles streng, alles andächtig, alles heilig. Kein spanischer Maler hat jemals eine Venus gemalt — und ihre Magdalenen sind wirkliche Büßerinnen, keine reizend üppigen Weltkinder, wie die Magdalenen der großen Italiener.

Aber, und das ist die Wirkung der echten Kunst, diese spanischen Meister packen auch das von Gedanken, Skrupeln und Zweifeln angefressene Gemüth des modernen Menschen mit magischer Gewalt. — Wie fern liegt unser einem das Verständnis dieser Heiligen und Märtyrer, wie fremdartig ist uns die Erscheinung frommer Askese — und doch, man kann nicht davon kommen von diesen ausdrucksvollen, durchgeisteten Gesichtern, und ehe man sich's versieht, steht man davor so andächtig, als wäre man schon mit Weihwasser getauft. Von den Madonnen Murillo's, die unter dem Namen la concepcion bekannt und bei uns im Kupferstich viel verbreitet sind, konnten wir uns gar nicht trennen.

Es ist die Auffassung, die ihn anscheinend sein ganzes Leben beschäftigt hat, da sie in seinen verschiedenen Perioden immer wiederkehrt. Die heilige Jungfrau im blauen Kleide, von Engeln umgeben, steht mit den Füßen auf der silbernen Mondsichel und berührt mit dem Haupte die Sonne. Eines dieser Bilder ist im Louvre, zwei sind in Madrid, jedes in Haltung und Ausdruck von den anderen verschieden, aber alle entzückend. Murillo hat fast nur für Kirchen und Klöster gearbeitet; Velasquez war mehr Hofmaler, seine lebensgroßen Porträts sind einzig in ihrer Art.

Wie in der Tribuna zu Florenz und im Salon Carré im Louvre hat man auch in Madrid eine Auslese der allerbedeutendsten Werke in einem Salon vereinigt. Hier streiten die Jungfrau mit dem Jesuskinde von Murillo und eine heilige Familie von Raphael um die Palme. Die anderen Herrlichkeiten alle zu nennen, würde nur ermüden — wer es möglich machen kann, sollte sie sehen! —

Die Academia San Fernando birgt im Sitzungssaale noch einige Werke von Murillo, Ribera und Alonso Cano und im obern Stockwerk das Museum der Naturgeschichte. Hier ist das berühmte Skelett des vorsündflutlichen Megaterion, das einzige vollständig erhaltene; ein Vieh, neben dem der Elephant ein Kind ist. Bürge sei mir Scheffel:

> . . . O Mensch, dem solch ein Riesenthier
> Nicht glaublich scheinen will,
> Geh nach Madrid! Dort zeigt man dir
> Sein ganz Skelett fossil.

Pferdekenner müssen auch den Marstall besuchen, sie müssen dann allerdings in den Kauf nehmen, auch alle Kutschen, Pferdegeschirre, Peitschen und Steigbügel bewundern zu sollen — was für den Nichtfachmann ein wenig ermüdend ist.

Die königliche Waffenkammer, real armeria, ist in einem Gebäude neben dem Schloß und verlohnt sehr den Besuch. Von historischen Merkwürdigkeiten sind dort die

eisernen Teller, deren sich Karl V. im Felde bediente, die Rüstungen Christoph Columbos' und Fernando Cortez', die Rüstungen des Herzogs Alba und des Don Juan d'Austria, reiche Auswahl von königlichen Rüstungen, Helmen, Sätteln und Waffen, die Schwerter des Cid, des Gonzalo de Cordova, Fahnen aus der Seeschlacht von Lepanto u. s. w. u. s. w. — Aber abgesehen von dem historischen Interesse, haben diese und unendlich viele andere Sachen einen hohen kunstgewerblichen Werth. Namentlich durch die Mauren war das Kunstgewerbe hoch entwickelt, zwei Helme Boabdil's z. B. sind von feinster Arbeit. Eine chinesische Rüstung von Eisen dürfte ein Unicum sein, und damit auch die Jetztzeit würdig vertreten sei, bewundern wir den goldenen Lorbeerkranz, welchen die Heerführer von Santona 1876 dem Könige Alfonso XII. überreichten.

Früh Morgens am 23. Juni mußten wir abreisen. Rechnung und Trinkgeld waren bezahlt, den Hausschlüssel durften wir stecken lassen, so wanderten wir wohlgemuth dem ziemlich fernen Südbahnhofe zu. Madrid schlief noch, in der Calle de Alcala saß im Thorweg eines Palastes ein Barde mit seiner Frau in tiefem Schlafe. Er hielt die Guitarre, sie das Tellerchen in der Hand — die Glücklichen brauchen keine Wohnung, kein Bett, keinen Hausrath — die Schule des Diogenes ist noch nicht ausgestorben. Wir kamen bei dem Palast der Cortes vorbei, zwei Bronce-Löwen liegen davor, dann bei einem Cervantes-Denkmal, ein Schilderhäuschen steht daneben, sinnvoll durch vier kleine Flügel zur Windmühle gestaltet; bei einem Murillo-Denkmal, beim botanischen Garten vorbei und gelangten so zum Bahnhof. Hier war schon reges Leben, denn auf diesem Bahnhofe landen die Züge, welche aus Andalusien die Früchte und das Getreide bringen — damit Madrid zu leben hat. — Also nun weiter gen Süden!

---

8. Allerlei Spanisches.

Es sei mir gestattet, hier noch einige allgemeine Bemerkungen einzuschieben. Daß in einer Reisebeschreibung aus Spanien kein Stiergefecht geschildert wird, ist ein so ungewöhnlicher Umstand, daß ich mir ordentlich was darauf einbilden könnte. Denn, wie gesagt, die Stierkämpfe stehen im Vordergrunde des allgemeinen Interesses, die großen Corsos fassen 29—30,000 Menschen, alles strömt zu, Fremde so gut wie Einheimische; Extrazüge kommen und gehen, vorher und nachher dreht sich alle Unterhaltung um die corrida de toros, und wie viele Pferde, Stiere und womöglich Menschen dabei umgekommen sind.

Dabei wird von guten Beobachtern zugegeben und beklagt, daß der Geschmack des Publikums sich verschlechtert habe und grausamer geworden sei. Früher erforderte es die Ehre des Picador, sein Pferd unverletzt aus dem Kampfe zu bringen, er mußte mit Schnelligkeit und Gewandtheit den Stier reizen, aber seinem Angriff ausweichen — er durfte sein Pferd nicht exponiren. Jetzt aber will das Volk den Tod möglichst vieler Pferde sehen, und da gute Pferde theuer sind, so werden nun alte, steife Absetzer dazu genommen, von Schnelligkeit und Gewandtheit ist nicht mehr die Rede; aber je mehr Pferde der Stier mit den Hörnern spießt, so daß sie ihre Eingeweide aus dem aufgerissenen Bauche nachschleppen, desto toller ist der Jubel des hochlöblichen Publikums. Und wenn der Stier nicht wüthend genug ist, so springen Enthusiasten aus dem Publikum trotz aller Wachen über die Schranken in die Arena, um mit nachzuhelfen. Wenn dann der Stier Ernst macht und ein oder zwei solcher Dilettanten mit aufspießt, so ist das Pläsir um so größer; der Sterbende bekommt die letzte Ölung und alles ist in Ordnung — in Madrid war gerade so ein Zwischenfall passirt, ich hab's in der Zeitung gelesen.

Fast noch scheußlicher als die Stiergefechte sollen die

Hahnenkämpfe sein. — Ein anderes liebenswürdiges Vergnügen findet sich unter den täglichen „Espectaculos“ in Madrid angezeigt: „Tiro de gallos y conejos“ d. h. Hahnen- und Kaninchenschießen „von neun Uhr Morgens bis zum Dunkelwerden“; durch Plakate an frequenten Plätzen wird noch besonders dazu eingeladen. — Man sieht, daß hier für Thierschutzvereine viel zu thun sein würde! —

Und wirklich ist der Anfang damit gemacht. In Cadix existirt eine Gesellschaft, die ihre Stimme selbst gegen die Stierkämpfe erhebt, trotz deren ungeheuerer Popularität. Diese interessante Thatsache entdeckte ich zufällig bei einem Einkauf von Obst. Der Verkäufer überreichte es mir zierlich in Papier geschlagen und als ich das Papier nachher betrachtete, fand ich, daß es ein Stück von einem illustrirten Thierschutzkalender sei. Ich suchte dann nach einem vollständigen Exemplar und fand dasselbe als großen, hübsch gedruckten Wandkalender mit dem Titel: „Almanaque para 1876, de la sociedad protectora de los animales y las plantas, establecida en Cadiz“ mit dem Motto: „Compasion — Justicia — Higiene — Civilizacion — Moral.“ Also eine „Gesellschaft zum Schutz der Thiere und der Pflanzen“ — welch' ein hübscher Gedanke! — Und wie nothwendig es ist, den Schutz der Pflanzen mit auf das Panier zu setzen, das versteht man recht, nachdem man die öden Flächen und die kahlen, nackten Gebirgszüge des inneren Spaniens selbst gesehen. — Der genannte Kalender ist wahrscheinlich massenhaft vertheilt, um so die Ideen der Gesellschaft in das Volk zu tragen. Er enthält neben dem eigentlichen Kalender und recht hübschen Holzschnitt-Bildern von Stieren, Hunden, Katzen und Vögeln als Zierde, zwei sehr eindringlich geschriebene Aufsätze „der Stier im Gewerbe von A. Garcia Cabezas“ und „der Stier auf dem Kampfplatze von Romualdo A. Espino.“

Señor Don Cabezas entwickelt in dem ersten Aufsatze sehr hübsch, welchen großen Nutzen der Stier dem Menschen

brächte durch seine ausdauernde Arbeit beim Pflügen, Dreschen, Wasserschöpfen (bei der Seltenheit des Regens im Sommer ist die Bewässerung die Lebensbedingung für den Ackerbau in Spanien); ferner, welchen Reichthum die Rindviehheerden durch Milch, Butter und Käse einbringen, und wie nöthig schließlich Haut, Knochen und Fleisch für die Nation wären! — Er meint, es würde für das Menschengeschlecht eine miserabele Existenz abgeben, nur auf vegetabilische Nahrung beschränkt zu sein. Schade, daß dieser sonst so verständige Autor, wie so viele andere, keine Ahnung davon hat, daß gerade das Aufgeben der Fleischnahrung die Erlösung von tausendfachem Unrecht, tausendfacher Krankheit und tausendfachem Elend bringen würde — und daß namentlich aller Thierschutz ohne Vegetarismus nur Stückwerk bleiben muß! — Im Gegensatz zu dieser edleren Benutzung führt Señor Don Espino aus, wie entwürdigend für Mensch und Thier es sei, den Stier zur Wildheit zu erziehen und zu dem brutalen Schauspiel der Stiergefechte zu mißbrauchen, an deren Schluß das durch Qual und Wuth giftig gewordene Fleisch der Thiere dem Volke zu billigem Preise verkauft werde. Mit warmen Worten verdammt er die Rohheit und Grausamkeit, welche an diesem Schauspiel Gefallen finden können, entkräftet die Gründe, welche zu dessen Gunsten vorgebracht werden, wie z. B. daß es das Volk zur Tapferkeit und Männlichkeit erziehen solle, und schließt mit den Worten: „wir wollen den Krieg erklären einer Sitte, welche, obgleich eingewurzelt im Lauf der Jahre und lebendig erhalten durch Egoismus und Dummheit, nur fortbestehen kann zur Schande der Civilisation und als Fleck auf der Ehre Spaniens.“ Preis sei den Männern, welche furchtlos den schlechten Instinkten und bösen Neigungen einer ganzen Nation entgegen treten! — Wenn auch zuerst noch ihre Stimmen ungehört verhallen, sie werden doch noch ein Echo wecken in dem Geist und Herzen der Besseren ihres Volkes

und werden dem Siege der besseren Erkenntnis die Wege ebenen.

Um gerecht zu sein, muß man übrigens rühmend anerkennen, daß der Spanier im Allgemeinen gut mit seinen Thieren umgeht. Der Esel und das Maulthier sind die allgemein benutzten Transportmittel — Männer, Weiber, Kinder und Lasten aller Art werden auf ihren Rücken befördert, aber nicht einmal habe ich ein Schlagen, Stoßen und Schinden der Thiere gesehen, wie es in Italien an der Tagesordnung ist. Die Thiere gehen fröhlich und wohlgemuth ihren muntern Schritt, ohne geschlagen zu werden. Selbst bei der tollen Jagd einer Postwagenreise, wo es namentlich bergauf und durch die Ortschaften im wildesten Galopp gehen muß und wo allerdings Prügel und Steinwürfe zur Anfeuerung nicht fehlen, hat man nicht das Gefühl, daß den Pferden oder Maulthieren Unrechtes geschähe. Da ihrer sieben oder neun vor einen Wagen gespannt sind, so können sie mit der Last spielen, und der Zagal, der Bursche des Postillons (Mayoral), der im vollsten Galopp auf- und abspringt, und lange Strecken im furchtbarsten Staube nebenher läuft, um die Pferde anzufeuern oder Zügel und Geschirr in Ordnung zu halten, hat es jedenfalls sauerer, als die Thiere. Jedes Thier wird namentlich gerufen, gescholten, gelobt, man hört und sieht, daß Mensch und Thier sich verstehen, und über Hindernisse fliegt der Wagen nur so hinüber. — Wie ganz anders, wenn unsere oft so dummen und rohen Pferdeknechte mit einem überladenen Wagen vor einem Hindernis erst stillhalten, und dann die armen Creaturen mit Prügeln hinüber bringen wollen! —

Daß der Spanier seine Thiere nicht für Maschinen ohne Seelen hält, wie der Italiener, sieht man auch daran, daß sie mit zur Kirche kommen. Einmal im Jahre, ich weiß leider nicht, welchem Heiligen zu Ehren, werden in Madrid die Pferde, Maulthiere und Esel zur Kirche getrieben und

gesegnet. — In Südspanien scheert man den Maulthieren, Eseln und Hunden die obere Körperhälfte, und läßt das Haar am Bauche stehen, so wie bei uns den Pudelhunden der Hinterleib geschoren wird und der Vorderleib ungeschoren bleibt. Ob das in dortiger Sonnenglut den Thieren wirklich eine Wohlthat ist, oder nicht eher das Gegentheil, vermag ich nicht zu beurtheilen — eine Verschönerung ist es keinesfalls! — Sonst wird für Thierfreunde noch von Interesse sein, daß in Cartagena Kanarienfutter (unsere bekannte alsine media) auf der Straße ausgerufen und verkauft wurde, und daß in Gibraltar an der Hauptstraße ein Trinknapf für Hunde mit fließendem Wasser angebracht ist, mit einer Polizeiverordnung daneben, welche jede Verunreinigung oder Benutzung des Wassers zu andern Zwecken bei Strafe verbietet.

Man begegnet bei uns oft dem Vorurtheil, daß in Spanien alle Speisen mit ranzigem Öl bereitet seien und darum für unsern Geschmack ungenießbar. Dies ist durchaus unbegründet. In den Hotels (Fondas) der Städte, welche doch für die Mehrzahl der Touristen allein in Betracht kommen, ist alles durchaus sauber und gut, und die Küche muß selbst verwöhnten Ansprüchen behagen. Da ich Fleisch und alles, was damit in Berührung gekommen, mied, so blieb manchmal außer Bohnen oder Erbsen nur das Dessert für mich übrig, aber Brot, Bisquit, und Früchte waren so schön, daß sie allein völlig genügten. Oft bekam ich auch sehr schöne Eierkuchen (tortilla) und einen vortrefflichen Salat von Tomaten, Gurken, Zwiebeln und Pimento, dies sind die frischen Schoten des spanischen Pfeffers, die aber milde und angenehm schmecken, so wie auch die Zwiebeln durchaus nicht so scharf sind, wie die unsrigen. Von den Früchten waren die Feigen das schönste, dem Norden werden sie aus Andalusien zugeführt. Uns begegneten ganze Eisenbahnzüge mit lauter leichten, luftigen Gestellen als Wagen für den Fruchttransport, deren Ladung

ordentlich frisch und einladend duftete. Der beliebteste Tisch=wein ist val de peñas, ein ziemlich schwerer Rothwein, der zur unumschränkten Verfügung auf jeder Tafel steht, aber mit drei Viertel Wasser verdünnt erst angenehm ist. In Madrid war ich in unserm Café de Paris gut daran, hier sorgte die Dame des Hauses mit echt französischer Liebens=würdigkeit für jeden Tischgast, ich bekam Erdbeeren, Erb=sen, Bohnen, Kohl, Auberginen, Artischocken, Salat und Käse — und bei den Fleisch=Schüsseln sagte sie scherzend: „Ce n'est rien pour le Monsieur aux légumes!“ und reichte mir dafür den Teller mit Aprikosen und frischen Feigen. Was kann man mehr verlangen! —

Gewundert hat mich, daß in diesem gut katholischen Spanien in den Hotels nicht mal der Freitag respectirt wird; die Fleisch=Schüsseln dampften wie an andern Tagen, und wenn ich: magro! — verlangte, so brachten die Kell=ner doch wenigstens Fische, gebackenes Gehirn oder gebra=tene Nieren, was also vom kirchlichen Standpunkte wohl nicht als Fleisch gilt. Der Vegetarier ist darin strenger — doch werden auch von dem eigentlichen Volke in Spanien die Fasttage um so eher respectirt werden, als es an den übrigen Tagen auch nur selten Fleisch zu sehen bekommt. Das Brot ist durch ganz Spanien ausgezeichnet, fein und weiß, ungesäuert und dicht. Aber da die Menschen stets das Fremde höher schätzen, so hörte ich vielfach „französi=sches Brot“ fordern, eine Sorte, die grau, porös und pap=pig war; als das beste galt allgemein das „Wiener Brot“. — Die Chocolade ist billig, wird in kleinen Tassen in Breiform gereicht und giebt mit Brot und Wasser ein aus=gezeichnetes Frühstück. Von kühlenden und erfrischenden Getränken hat man eine große Auswahl, Eiswasser, Limo=naden in halbgefrorenem Zustande, und besonders beliebt scheint bei den Spaniern Orchata de Chufas zu sein, ein der Mandelmilch ähnliches Getränk, das manchmal an den Bahnstationen angeboten wurde, in den Städten aber in

besonderen Lokalen genossen wird, die Orchateria oder Horchateria genannt werden. Die Frucht, aus der dieses Getränk bereitet wird, spanisch Chufa, ist eine Art Erdmandel, den botanischen Namen habe ich nicht ermitteln können.

Der Wein wird noch immer vielfach in Schläuchen aufbewahrt, wie das schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich war. Es werden zu dem Zweck die ganzen Häute der Thiere, zumeist wohl der Ziegen, präparirt, so daß sie gefüllt wieder die Gestalt des Thieres haben. Dabei wird man lebhaft an den furchtbaren Kampf erinnert, welchen der sinnreiche Ritter Don Quichote mit den Weinschläuchen zu bestehen hatte, welche in der Kammer seiner Schenke zu seinen Häupten aufgehängt waren. Er sah in ihnen Riesen aus dem Reiche Mikomikon und bedrängte sie so tapfer mit seinem guten Schwerte, daß ihr rothes Blut in Strömen auf den Boden floß, und der brave Sancho Pansa hatte selbst den Kopf des Riesen zu Boden rollen sehen! — Das leibhaftige Ebenbild des wackern Sancho saß uns einmal im Eisenbahnwagen gegenüber, er hatte zur Wegzehrung einen kleinen Schlauch bei sich, von der Größe eines erwachsenen Zickleins, als Mundstück war demselben eine beinerne Röhre angesetzt. Beim Trinken kam aber die Röhre nicht mit den Lippen in Berührung, sondern der Schlauch wurde gehoben und gedrückt, daß der Wein in fingerdickem Strahle in den geöffneten Mund sich ergoß und ohne Schlucken durch die Kehle lief. Wohl bot der Edle auch uns den Schlauch mit dem landesüblichen: Gusta usted? — Aber wer könnte ein solches Trinkkunststück nachmachen! Wir mußten danken.

Auf den Märkten sah ich mehrfach Steine als Gewichtstücke benutzen, es scheint also noch keine Eichordnung ängstlich durchgeführt zu sein. Sehe jeder, daß er nicht angeführt werde! — Der Fremde wird wohl manchmal den zehnfachen Preis zahlen, da er der Sprache nicht genügend

mächtig ist und die Werthe nicht kennt. Doch sind auch unter den Hökern eben so gut ehrliche Leute, so zahlte ich für die ersten Trauben am 10. Juli nur zwei cuartos (zehn Pfennig), obgleich ich aus Mißverständnis das dreifache geben wollte. Diese einfachsten Lebensbedürfnisse sind durchweg sehr billig, was darüber hinausgeht, ist in den Städten durch Steuern und Octroi gewaltig vertheuert.

Daß der Fächer in allen Händen ist, ist bekannt. In den heißen Tagen ist er aber auch eine wahre Wohlthat und dann nehmen ebenfalls die Herren kleine, ganz billige Papierfächer in Gebrauch. Sieht man, wie schon zweijährige Kinder mit dem Fächer umzugehen wissen, dann findet man die Grazie selbstverständlich, mit der die größeren Kinder den Fächer handhaben. Kühlung und Luftzug wird als größte Wohlthat empfunden, und als ich bei einer Bahnfahrt im Süden einmal beim Befestigen der schattenspendenden Gardine für einen Augenblick das Fenster schloß, bekam ich von einer gegenübersitzenden Frau die schönste Strafpredigt! — Ich mußte laut auflachen bei dem Gedanken, daß ich, der im Vaterlande so manchen Strauß um offene Fenster bestanden, im fernen Spanien wegen unbefugten Fensterschließens abgekanzelt wurde. Da ich aber schleunigst wieder öffnete, so lachte meine zornige Gegnerin besänftigt mit.

Ich hoffte immer, daß mir ein günstiger Zufall doch wenigstens Spuren bewußter vegetarischer Anschauungen offenbaren müßte in einem Lande, wo Früchte und Getreide so herrlich und so reichlich sind, und wo unbewußt die große Masse des Volks gut vegetarisch lebt, schon weil ihr nichts anderes geboten wird. Darum interessirte mich die Ankündigung eines neuen Buches: „El libro de la vida, ó las revelaciones de un centenario sobre la longevidad, por Don Luis Corsini.“ Auf Deutsch: „Das Buch vom Leben oder Offenbarungen eines Hundertjährigen über die Langlebigkeit.“ Das war ein vielversprechender Titel und

am Ende sollte ich noch einen spanischen Hufeland entdecken? Schnell das Buch erstanden! — Leider wurden meine Erwartungen getäuscht, der Hundertjährige sagt an einer Stelle „es sei ohne Zweifel beobachtet, daß im Allgemeinen das üppige Leben die Langlebigkeit nicht begünstige", aber sonst kein Wort über die bessern Nahrungsmittel, oder die Vorzüge irgend einer Nährweise. Er ist dagegen Fatalist, und meint, es sei jedem nach Maß der innewohnenden Kraft zugetheilt, wie lange er leben könne, und je älter man werde, desto mehr begründete Aussicht habe man, noch älter zu werden. Irgend welche Panacee, das Leben zu verlängern, d. h. seine Dauer und Erhaltung zu sichern, gebe es nicht. Alles was in dieser Richtung gesagt oder versprochen wäre, sei nur eine Liebkosung, von der guten Absicht dictirt, die Furchtsamen zu beruhigen und die Hoffnungsvollen anzufeuern. Das Leben sei ein unergründliches Geheimnis für alle, so gut für den gelehrtesten Arzt und Anthropologen, wie für den einfachen, unwissenden Menschen, welcher der Natur gehorche, ohne sie zu studiren und ohne sie zu verstehen. — In den folgenden Capiteln offenbart der Hundertjährige aber doch eine Fülle tüchtigen Wissens und gesunden Humors und erzählt u. A. die Geschichte von Luis Cornaro sehr ausführlich, der bekanntlich durch die Schlemmerei stürmischer Jugendjahre an den Rand des Grabes gebracht, dadurch seine volle Gesundheit wiedergewann und hundert Jahre alt wurde, daß er niemals wieder mehr als zwölf Unzen täglicher Nahrung einnahm. — Als Beispiele aus eigener Erlebnis führt er einige Hökerinnen und Spittelweiber von Madrid an, die es auf 109, 105 und 100 Jahre gebracht haben. Das Ende seiner Offenbarungen faßt er in die gute Lehre zusammen: Seid ruhig! — laßt die Dinge gehen, wie Gott will! — legt euch nieder, wenn ihr müde seid! — schlaft soviel euch gefällt! — eßt, was ihr habt und kratzt euch, wenn's euch juckt! — Nicht wahr, dieser weise Hundertjährige ist ein

liebenswürdiger Praktikus, nicht angekränkelt von theoretischen Bedenken! —

---

9. Aranjuez und Toledo.

Ehe wir durch die öde Mancha nach Andalusien fliegen, erfordern zwei Orte doch einen kurzen Aufenthalt. Zuerst Aranjuez am lieblichen Tajo. Welchem deutschen Gemüthe sollte es möglich sein, sich Aranjuez zur einfachen Eisenbahnstation degradiren zu lassen! Und dennoch rathe ich flüchtigen Reisenden, nur vom Bahnhof um das Schloß himum zu gehen, durch eine Eisenpforte in den Blumengarten zu treten (der Thürwächter wird einige Kupfermünzen mit Dank annehmen) und so in den Jardino de la Isla zu kommen — dies ist der Garten, der uns durch unsern Schiller so lieb geworden, dessen anmuthiger Name von frühester Jugend das empfängliche Herz mit stiller Sehnsucht füllt. Der Garten ist von fließendem Wasser umgeben, von einer dreifachen Allee hoher Platanen (dem Salon de los reyes catolicos) durchschnitten, mit lauschigen Gebüschen, Blumenbeeten und gewundenen Wegen ausgestattet. Wer sich auf einer Marmorbank niedergelassen und im Geiste die idealen Gestalten unseres großen Dichters heraufbeschworen, den finstern Philipp, den lauernden Domingo, die unglückliche Königin, die schöne Eboli und das schwärmerische Freundespaar, Carlos und Posa — der mag es sich genügen lassen, mag schleunigst in unser Jahrhundert des Dampfes zurückkehren und mit dem nächsten Zuge weiter fahren.

Wir fanden in einem Reisebüchlein*) die unzutreffende Notiz, daß aus dem Schlosse eine unvergleichlich schöne Aussicht sei, und ließen uns dadurch verleiten, den ganzen Tag

---

*) G. de Lavigne, Espagne. Guide diamant. Paris, Hachette. Das einzige, was es bis dahin gab.

dort zuzubringen. Erst mußte ein Bureau gesucht werden, wo die Einlaßkarten zum Schloß und zu den Gärten ausgegeben werden. Die Bedienten im Vorzimmer zucken die Achseln, sie wissen nicht, ob der Eintritt möglich — wahrscheinlich erwarten sie ein Trinkgeld. Endlich kommt man vor den Beamten. — Das Schloß ist absolut unzugängig, aber hier ist die Karte zu den Gärten. Wir erinnern uns der in Madrid empfangenen guten Lehren und gehen in das absolut unzugängige Schloß. Ein Schließer bestätigt, daß es nicht gezeigt werden dürfe. Wir klimpern mit einigen Franken und fragen, ob es keine Ausnahmen gäbe? — O, gewiß! — und der Mann führt uns durch das ganze Schloß, zeigt uns die Zimmer, welche sich die Königin Isabelle eingerichtet hat, die Zimmer im Alhambra-Stil, die chinesischen Zimmer u. s. w., aber von der im Buche gerühmten Aussicht weiß er nichts. Wir durchstreifen nochmal den Jardino de la Isla und durchwandern dann den größeren Garten, den Jardino del Principe, ein Weg von gut $1^1/_2$ Stunden vom Schloß. In diesem Garten steht ein kleiner Palast, die Casa Real del Laborador, welcher mit großer Pracht ausgestattet ist und gewiß sehenswerth, wenn man etwas mehr Zeit hat; sonst ist es durch den weiten Weg zu ermüdend. Zurückgekehrt sahen wir unweit vom Schloß einige Hügel mit Pavillons darauf, welche jedenfalls die ganze Gegend beherrschten; vielleicht waren dies die gerühmten Aussichtspunkte. Wir suchten sie zu erreichen, kamen aber vor einen verschlossenen Park. Ein Mohr erschien und erklärte, dies sei das Palais und der Park der Königin Christine und jeder Eintritt verboten. Nach Anwendung des Universalmittels stellte sich aber heraus, daß auch hier Ausnahmen gemacht würden, der Mohr begleitete uns hinauf und zeigte sich als ein sehr gut unterrichteter, vielerfahrener Mann, der mit den Königinnen oft gereist war und sich jetzt als Schloßverwalter zur Ruhe gesetzt hatte. Die Aussicht war recht hübsch, ver-

lohnte aber nicht die viele Mühe. Da ich meine Freude aussprach, unten am Tajo doch mal ein Stückchen Wald zu sehen, sagte der Mohr: „Ja, nur ist in der letzten Revolution in aller Eile wieder viel weggeschlagen, das nennt man hier Freiheit!“ Sprach aus diesen Worten der beleidigte Volkswirth, oder mehr der beleidigte Bediente? Jedenfalls ist es traurig, daß der Mann Recht hat.

Erst spät am Abend kam der nächste Zug, und vom nahen Knotenpunkte Castillejo geht eine Zweigbahn ab nach Toledo. Auf dem Bahnhofe von Aranjuez schon wurden Toledaner Dolche zum Verkaufe colportirt, wie in der Nähe von Gnadau die Bretzeln. Sie waren zu groß und ungefüge, um zum Ankauf zu reizen, der alte Ruhm der Toledaner Klingen soll sehr wenig für die Neuzeit gelten. Ein schönes Messer würde ich als Andenken gekauft haben — es waren aber keine zu finden.

Ganz im Dunkeln kamen wir in Toledo an, wurden in einen großen Kasten von Omnibus verladen und rasselten in schwarzes Gemäuer hinein und durch so enge Gassen, daß man sich schier verwunderte, wie der Omnibus hindurch konnte, ohne festzuklemmen; doch wir kamen mit heilen Gliedern in der Fonda de Lino an. Nach langem Warten und allerlei Berathung unter dem Hauspersonal brachte man uns in ein großes, feines Zimmer mit sechs Betten. Sehr müde und in der Meinung, daß nichts Passendes frei wäre, wollten wir es acceptiren, da kam der Führer oder Commissionär des Hauses und sagte: Machen Sie erst den Preis, sonst giebt es morgen Streit. Wir ließen also anfragen, und hörten denn, daß fünfunddreißig Pesetas (etwa dreißig Mark) gefordert würden. Nach vielem Hin- und Herreden erhielten wir dann endlich passende Zimmer zum üblichen Durchschnittspreise.

Der folgende Tag war dadurch merkwürdig, daß es regnete. In den größeren Zeitungen ist der Regenbericht eine stehende Rubrik; z. B. „gestern Regen in Alt-Casti-

lien" und manchen Tag heißt es: „Gestern aus keiner Provinz Regen gemeldet." Die Zeit ließ keine Wahl, wir mußten also Toledo im Regen besehen. Wir nahmen den zum Hause gehörenden Führer und können ganz mit ihm zufrieden sein. Der Mann hat von Künstlern und Architekten, die er geführt hat, gelernt, was von größerem und was von untergeordnetem Interesse ist, und betrachtet nun das ganze alte Toledo als seine erbeigene Domäne. Was von den Franzosen ruinirt oder ausgeführt ist, erzählt er mit besonderer Wärme, scheint also den Franzosen gern eins anzuhängen, und doch war er nicht zu bewegen, spanisch zu sprechen, sondern sprach ein schauderhaftes Französisch, das wir fast schwerer verstanden als Spanisch.

Toledo ist ganz Vergangenheit. Und welche Vergangenheit! — Hier haben die Römer gebaut, hier haben die gothischen Könige, die maurischen Kalifen und die katholischen Könige residirt — hier haben die vier Völker, welche nach einander herrschten, geschaffen, was sie Großes an Brücken, Thoren, Kirchen, Moscheen und Palästen erdenken konnten. Die Synagogen nicht zu vergessen, denn die Juden haben sich neben ihnen allen zu behaupten gewußt — ganze Völker sind verschwunden, die Juden sind immer geblieben. Als in den schlimmsten Zeiten des Fanatismus und der Verfolgung die Juden aus ganz Spanien vertrieben wurden, weil die Schuld von Christi Kreuzestode auf ihrem Volke lag, da gelang es den Juden von Toledo, durch beglaubigte Abschrift nachzuweisen, daß ihre Gemeinde zu des Pilatus Zeit feierlich und förmlich gegen Christi Verurtheilung protestirt habe — das Actenstück soll noch vorhanden sein — und sie durften bleiben. Aber sie werden manchen schweren Tag erlebt haben, denn ihre schönsten Moscheen sind zu Kirchen umgestaltet — und jetzt steckt in ihnen eben so wenig frisches Leben, wie in dem übrigen Toledo; denn eine alte Synagoge wurde uns gezeigt, in maurischem Stil, mit Plafond von echtem Cedernholz vom

Libanon, mit reizenden Fliesen (azulejos) ausgekleidet und gut erhalten — in der ein Theater etablirt war. Der Unternehmer hatte aber schlechte Geschäfte gemacht und das ganze Bauwerk war an einen Antiquitätenhändler für 10,000 Duros verkauft. — Auch um Mittel, den Fanatismus zu schüren, wird man nie in Verlegenheit gewesen sein. Neben der Kathedrale ist ein Kloster, dessen wunderbar schöner Kreuzgang jetzt als Zugang zur Kathedrale dient und viel passirt wird. Neben der Eingangsthür, die deshalb auch Puerta del niño perdido heißt, ist ein Frescogemälde, welches darstellt, wie zwei Juden ein gestohlenes Kind gekreuzigt haben und ihm das Herz ausschneiden. — Solche Bilder hat man sorgfältig conservirt, während sonst in Moscheen, Kirchen und Synagogen die zierlichsten Arabesken und reizendsten farbigen Ornamente mit weißer Farbe übertüncht, also vernichtet sind — in der Sinaga del Transito ist dies noch vor zwölf Jahren geschehen. „Ich war verreist", sagte unser Führer, „sonst hätten sie es bei Gott! wohl lassen sollen!"

In Toledo ruft jeder Schritt ein historisches Echo wach. — Die Stadt liegt auf einem Felsen, rings vom Tajo umflossen, war also in den alten Zeiten eine natürliche Festung, zu der nur eine Brücke den Zugang ermöglichte. Hat man die Brücke, die Puente de Alcantara, die auf einem mächtigen Bogen ruht, passirt, so steigt die Straße in Windungen den Berg hinan und führt durch mehre feste, schwere Thore maurischer und gothischer Construction, an dem einen in Stein gehauen das Wappen des deutschen Ordens. Da Toledo jetzt etwa 15,000 Einwohner hat, gegen 200,000 in der Maurenzeit, so kann man denken, daß Raum genug vorhanden ist für Schutt und Trümmer. Von einem solchen Trümmerfelde ging es steil hinunter nach dem Tajo, in ein malerisches Felsenthal, wo man noch Reste einer römischen Brücke und der alten Stadtmauer von Toledo sieht, auch erinnert ein tarpejischer Fels „roca tar-

pedia“ noch an die Römer. — Hier sollen auch im Schutt die goldenen Kronen der alten Gothenkönige gefunden sein, welche jetzt in Paris im Musée Cluny zu sehen sind. Sie selbst, die alten Könige Recaredo und Recesbinto, stehen aus Stein gehauen hoch oben auf der Höhe von Toledo, vor dem Alcazar. Dieses mächtige Gebäude ist im Laufe der Zeiten öfter zerstört, verbrannt und wieder aufgebaut, auch jetzt ist es einmal wieder neu und als Kaserne und Kriegsschule in Benutzung.

Der hübscheste Platz in Toledo ist vor der Kathedrale, dem erzbischöflichen Palast und dem Rathhaus. Die Kathedrale ist eines der Wunderwerke gothischer Baukunst, welches einzig in seiner Art ist. Der Reichthum im Innern spottet der Beschreibung, durch die Puerta del Perdon durften nur Könige eintreten. — Ganz Toledo ist eine Anhäufung von Klöstern, Kirchen, Kreuzgängen, Moscheen — oft von außen sehr unscheinbar. Man vermuthet hinter kahlen Wänden einen alten Stall und findet die reizendste Säulenhalle, das schönste Holzgetäfel, die kunstvollst geschnitzten Balken, die buntesten Fliesen. Bänke z. B. von Fliesen sehen aus, als wenn sie von reicher Stickerei wären. — Das kleine Eckhaus einer Straße würden wir unter dieser Fülle des Merkwürdigen ganz übersehen, aber Respect! es ist ja der alte Palast des Gothenkönigs Bamba. — Die Straßen der Stadt sind eng und im Zickzack gebaut, so konnte jede Ecke als Deckung dienen, jeder Fußbreit vertheidigt werden. Die Hausthüren sind schwere Pforten von Eichenholz, mit Nägeln beschlagen und oftmals mit zwei Thürklopfern, einem unten für Fußgänger, und einem höher für Reiter. An der berühmten Kirche San Juan de los Reyes hängen noch die schweren Eisenketten, welche Ferdinand und Isabella nach Überwindung der Mauren bei Granada den aus tiefen Kerkern befreiten Christensklaven abgenommen haben! — Diese Ketten werden wohl ein ähnlicher Schwindel sein, wie das Stroh, auf welchem jetzt der

heilige Vater im Gefängnis schmachtet — oder die Sklaverei der Christen im Orient, welche zu befreien das heilige Rußland jetzt seine Horden losläßt. In Wahrheit waren die Mauren durchaus tolerant und gerade in Toledo existiren noch Christengemeinden, welche durch die ganze Zeit der Maurenherrschaft ihren Gottesdienst in uralt christlicher Weise durchgeführt haben. — Die katholischen Könige erst haben ihnen den römischen Ritus aufzwingen wollen und hätten sie vielleicht zur Ehre Gottes ausgerottet, wenn nicht Cardinal Ximenez sich ihrer angenommen und so mit ihnen auch eine Liturgie, die aus den Zeiten der ersten christlichen Jahrhunderte überkommen ist, erhalten hätte.

Um uns zu zeigen, daß Toledo doch nicht so völlig ohne Gegenwart sei, ließ uns unser Führer auch in drei bewohnte, moderne Häuser sehen, mit deren Bewohnern er sich diese Freiheit nehmen durfte. Das eine war allerdings auch im Grunde alt, in maurischer Zeit erbaut, aber durchweg erneuert, mit Fliesen und Malerei im Stil erhalten; die beiden anderen umschlossen hübsche Höfe und ruhten auf schön geschnitzten Balken. — Als Wohnort wird Toledo wohl nicht viel Anziehendes haben, das Klima ist excessiv, im Sommer bis 40° Hitze, im Winter bis 15° Kälte. — Unser Regentag ging in einen schönen Nachmittag über. Die Sonne kam durch und warf grelle Effecte in die engen Straßen. Auf den eisernen Balconen wurden schöne Duennas sichtbar, nur selten unterbrach der Schritt eines Wanderers die Stille. Dann rasselte unser schwerer Omnibus heran und wieder ging es mit knapper Noth durch Gäßchen und Thore zum Bahnhofe. Ade Toledo! —

Der große Eisenbahn-Knotenpunkt Castillejo ist bald erreicht. Der Schnellzug von Madrid, mit dem wir nach Andalusien weiter wollten, kommt aber erst 11 Uhr 20 Minuten Abends. Mit Rücksicht auf diesen mehrstündigen Aufenthalt hatten wir die Zeit in Toledo völlig ausgenutzt und die Naturalverpflegung auf Castillejo verschoben, hier

wollten wir so recht der Ruhe pflegen und der Erfrischung obliegen. Das Bahnhofsgebäude war nur eine Art Schuppen, wo in einem Verschlage die Billet-Expedition, in einem andern Verschlage eine kleine Schenke war. Wir gaben unsere Reisetaschen in der Schenke in Verwahrung und erkundigten uns bei dem Bahnhofsvorstande nach dem Wege nach Castillejo. — Castillejo ist hier! sagte er. Ja, der Bahnhof, aber der Ort? — Ein Ort existirt nicht, dies ist alles! — Wir sahen also alle Träume auf ein splendides Souper zerrinnen, bekamen in der Schenke aber doch eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot und recognoscirten dann die Gegend. Abwärts vom Bahnhof ging es in die Ebene des Tajo, eine oder zwei Scheunen waren hier sichtbar. Nach der andern Seite ging es den Hügel hinan. Wir erstiegen denselben, es war dürres Erdreich, mit Steinen überstäet und nur mit Ginster bewachsen. Von den Ginsterbüschen standen aber nur die härtesten Blattrippen, alles andere war von den Heuschrecken abgefressen. Bei jedem Schritte sprangen Hunderte von Heuschrecken auf, schlanke und dicke, ekelhaft alle. So ging's über den ganzen Bergrücken, und oben sah man wieder andere Berge, Hügel an Hügel, soweit das Auge reichte, und wahrscheinlich alles Steine, Ginster und Heuschrecken! Mit leisem Schauder kehrten wir zurück, da war es in der erbärmlichen Schenke doch noch eher auszuhalten, als in einer solchen Natur! In einer Ecke fand sich eine dreibeinige Bank, wir trugen sie hinaus — an die Wand gelehnt konnte man doch darauf sitzen. So gingen die Stunden hin, bis der Courierzug ankam, der uns in vierzehnstündiger Fahrt über Alcazar de San Juan, Manzanares, Andujar nach Cordova bringen sollte.

Nacht, Müdigkeit und Abspannung verhüllten uns gnädig die trostlose Gegend, welche diese Bahn durchschneidet; — am Sonntag, den 25. Juni, ging uns die Sonne in der Sierra Morena auf, verhüllte aber bald wieder ihr

Gesicht. Kalt war es und windig, und bei geschlossenen Waggonfenstern frierend und unbehaglich kamen wir nach Andalusien hinein. Oft mag das nicht passiren, in diesem Jahre war es factisch so. — Die Abspannung der langen Fahrt ließ zu keinem rechten Genuß der Gegend kommen; einiges Amüsement gewährte ein harmloser Scherz, den sich Spaßvögel allerdings mehrfach erlaubt haben. In den Waggons ist angeschrieben: 40 asientos, d. h. 40 Sitze. Nun kratzt jemand die Buchstaben i, e und t dazwischen weg, dann steht da: 40 asnos, d. h. 40 Esel, und das hochverehrte Publikum hat während der stundenlangen Fahrt diese Verbal-Injurie immer vor Augen.

Andalusien! — zauberhafter Klang! wonniger Name! — Sollte wirklich mehr als Klang und Name dahinter stecken? — Man behauptet ja jetzt, die Vandálen hätten eigentlich Vándaler oder die Wandschen geheißen und seien sehr edle und hochherzige Menschen gewesen, denen die Rohheit und Barbarei, die wir jetzt Vandalismus nennen, ganz fremd gewesen sei. Von diesen Vándalern, unseren Vorfahren oder mindestens Stammverwandten, hieße nun jenes schöne Land Andalusien. Da wäre es also eigentlich ein altes deutsches Land, so ein Stück Vaterland! Und daher die stille Sehnsucht — nun: möglich kann das ja sein! —

---

10. Córdova. Sevilla.

Córdova! — Hier endlich ist man vollständig im Süden, hier sieht und fühlt man, daß die älteren Schwestern Afrika und Asien der jüngeren Europia die Hände reichen! — Zwar die Menschen sind noch dieselben wie in den nördlicheren spanischen Städten, die Männer tragen schwarze, modische Anzüge und schwarze Cylinderhüte und die Frauen die Mantilla, d. h. den vom unbedeckten Kopfe niederwallenden Schleier und den unerläßlichen Fächer. Ja, steifer

und förmlicher noch schienen sie zu sein, denn als ich Abends auf der Alameda in meinen weißen Toledaner Schuhen (alpargatas) promenirte, fiel das allgemein auf. — Aber die Natur, die Bauart, die Vegetation ist eine ganz andere. Die Häuser haben kaum Fenster nach der Straße, aber meistens Gitterthore von der zierlichsten, kunstvollsten Eisenarbeit, welche einen Einblick in den innern Hof gestatten. Dieser ist dann ein Gärtchen von Orangen, Granatbäumen, Palmen u. dgl. mit Springbrunnen und bequemen Sitzen — die Fenster und Thüren öffnen sich nach diesem innern Raume, Galerien umgeben ihn — kurz, den ganzen Werth, den wir auf die Außen-Façade unserer Häuser legen, legt diese südliche Architektur auf die Innen-Façade. — Wir logirten in der Fonda Peninsular an der Plaza del gran Capitan gut und billig. Der Platz ist der größte und belebteste von Córdova, ein großes Café, große Hotels und das Theater liegen daran, Abends spielt hier Musik und die feine Welt promenirt zu Fuß und zu Wagen. Die Straßen haben absonderliche Namen, z. B. Jesus el crucifiado; — die Post lag in einem Gäßchen mit dem anmuthigen Namen: Jardin de los naranjeros, Pomeranzengarten. — So viel von dem ersten Eindruck, dann aber mit einem Schritte 1000 Jahre zurück in die unvergleichliche Moschee Abdherramans.

Einige enge Straßen abwärts nach dem Flusse, dem Guadalquivir hin, hemmt den Schritt eine mächtige Umfassung von vierzig Fuß hohen Mauern, krenellirt, mit engen Fenstern unter Hufeisenbögen. Ein hohes Thor von Bronze unter einem gewaltigen maurischen Bogen gestattet den Eingang und wir treten in einen Vorhof, der mit vielen Reihen der schönsten Orangenbäume bepflanzt ist, die ich jemals gesehen. Auch Palmen sind dazwischen und in der Mitte ein Marmorbrunnen, an dem die Moslemin die vorgeschriebenen Waschungen vornehmen mußten, ehe sie in die Moschee eintraten. Die Moschee (la mesquita) ist ein großer vier-

eckiger Tempel, der auf 1000 Säulen ruht. Ob es gerade 1000 sind, oder 100 mehr, oder 100 weniger, darüber variiren die Angaben, und darauf kommt auch nichts an. Es sind schlanke Säulen vom schönsten Marmor, von Jaspis, Porphyr und anderen kostbaren Steinen, je näher sie dem Heiligsten kommen, dem Mihrab im Osten, desto schöner, je weiter davon, desto einfacher das Material. Man tritt hinein in diesen Wald von Säulen, die allerdings Reihen bilden, so daß neunzehn Schiffe entstehen, aber doch so kunstvoll geordnet sind, daß jeder Schritt neue Constellationen, neue Perspectiven, neue Effecte gewährt. Die Höhe kann nach der Natur des Materials keine sehr große sein, darum sind zwei Etagen luftige Bögen darüber geschwungen. — Zu den Zeiten der Mauren war auch die Wand nach dem Vorhof nicht geschlossen, sondern die Orangen und die Palmen bildeten eine directe Verlängerung der Säulenreihen, der Wald von Marmor schloß sich an den lebendigen, grünenden und duftenden Wald unmittelbar an. Damals war die Decke von Cedernholz getäfelt und auf die zierliche, geschmackvolle Weise ornamentirt, in der die Araber Meister waren, dazu reiche Vergoldung, Kostbarkeiten und das Licht von 10,000 Lampen, es muß wunderbar schön gewesen sein. Die gothische Baukunst erreicht den Ausdruck der höchsten Gedanken durch die Macht und Größe der himmelanstrebenden Constructionen, die arabischen Baumeister haben dasselbe durch die große Flächenausdehnung und den Zauber der Perspective erstrebt.

Der Platz des Allerheiligsten, das Mihrab, ist noch erhalten, es ist ein reich ornamentirter enger Raum, in dem der Koran lag, um welchen die Gläubigen knieend hinum rutschten; Boden und Wände sind davon ausgeschliffen. Davor liegt eine Capelle, el Zancaron, welche gleichfalls mit den graziösesten Arabesken ausgelegt ist.

Nach der Eroberung Córdova's 1236 ist die Moschee unangetastet geblieben und ohne wesentliche Veränderungen

als Kirche benutzt. Aber 1523, unter Karl V., hat es das Mönchs-Capitel durchgesetzt, dem „Sieg des Christenthums" auch seinen baulichen Ausdruck zu geben. Man hat aus der Mitte sechszig Säulen weggebrochen und eine Kathedrale hinein gebaut. So steht es heute noch; zum Glück ist der Raum so groß, daß man selbst von der großen Kathedrale nicht viel sieht, wenn man sich mehr an den Seiten hält und die Mitte vermeidet.

Ich kann überhaupt den ketzerischen Gedanken nicht unterdrücken, daß es doch ein wahrer Jammer und eine Schädigung der gesammten Menschheit ist, daß es damals der rohen Gewalt und dem finstern Fanatismus gelungen, dieses in allen Wissenschaften und Künsten damals dem ganzen Europa so unendlich überlegene Volk der Araber auszurotten. In Humboldt's Kosmos handelt das fünfte Capitel des II. Bandes über dieses Thema. Er sagt u. A.: „Die Araber, ein semitischer Urstamm, verscheuchen theilweise die Barbarei, welche das von Völkerstürmen erschütterte Europa bereits seit zwei Jahrhunderten bedeckt hat. Sie führen zurück zu den ewigen Quellen griechischer Philosophie; sie tragen nicht blos dazu bei, die wissenschaftliche Cultur zu erhalten: sie erweitern sie und eröffnen der Naturforschung neue Wege." — „Die Araber besaßen merkwürdige Eigenschaften, um aneignend und vermittelnd zu wirken vom Euphrat bis zum Guadalquivir und bis zu dem Süden von Mittel-Afrika. Sie besaßen eine beispiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit; eine Neigung, von dem abstoßenden israelitischen Kastengeiste entfernt, sich mit den besiegten Völkern zu verschmelzen und doch trotz des ewigen Bodenwechsels ihrem Nationalcharakter und den traditionellen Erinnerungen an die ursprüngliche Heimat nicht zu entsagen."

Durch die Photographie sind uns jetzt die altindischen Bauwerke bekannt geworden. Sieht man nun in Spanien die Reste der arabischen Architektur, so erkennt man mit einem Blick, daß sie auf indischen Traditionen wurzelt, daß

sie indische Motive in das Abendland verpflanzt hat. Wir indogermanische Nationen haben unsere Sprache, unsere Kindermärchen und manchen sonst noch tief im Volke wurzelnden Zug aus der alten indischen Heimat mitgebracht, die indische Kunst und Wissenschaft pflegten und verbreiteten die Araber. Sie übersetzten die wichtigsten Werke aus dem Sanskrit, sie kannten die Wissenschaft der Ägypter, sie waren im Besitz aller Schätze der griechischen Literatur. Sie waren die Vermittler zwischen den geistigen Schätzen dreier Welttheile. Sie waren nicht nur in Philosophie und Sprachen, sondern in den exacten Wissenschaften, in Astronomie und Mathematik auf staunenswerther Höhe; für die Chemie fing gleichsam mit ihnen ein neues Zeitalter an. „Die Bereitung von Schwefel- und Salpetersäure, von Königswasser, Quecksilber-Präparaten und anderen Metall-Oxyden, die Kenntnis des alkoholischen Gährungsprozesses bezeichnen diese Epoche", sagt Humboldt. — Der Kalif Abdherraman legte bei Córdova einen botanischen Garten an, ließ durch Reisende aus den fernsten Ländern die Pflanzen dazu holen, er pflanzte auch die erste Dattelpalme in Europa. Es gab siebzig Bibliotheken, von denen die in Córdova so groß war, daß der Katalog allein vierundvierzig Bände bildete, jeder von fünfhundert Seiten. — Vierhundert Jahre später besaß die Königliche Bibliothek von Frankreich erst neunhundert Bände.

Und mit diesem hohen Stande der Wissenschaft vereinten sich die ritterlichsten Tugenden und unbedingte Toleranz. Der verfolgte Christ rettete sich zu den Mauren, so Alfonso der Tapfere, der vor seinem Bruder Sancho zu Ali-Maimon, diesem guten Sarazenen, flieht (in Herders Cid liest man, wie er ihm dankte!). Christen und Juden lebten gleich frei und unangefochten — man bedenke: vor tausend Jahren! — Die Christen hielten unter der arabischen Herrschaft ihre Concile, die Bischöfe ernannten frei die Priester und Abbés. — Das soll noch heute nicht in allen hochcivilisirten

Ländern der Fall sein! — Und dann kamen vielbesungene Helden, wie der Cid, Ferdinand und Isabelle, Ritter und Mönche, und zerschlugen, mordeten und verbrannten die ganze Herrlichkeit. Es ist eines der traurigsten und entsetzlichsten Blätter in der Geschichte der Menschheit. Noch 1725 ist in Granada eine maurische Familie verbrannt, die sich bei fleißiger Arbeit durch die Jahrhunderte der Verfolgung zu erhalten gewußt hatte. — Und jetzt, fünfhundert Jahre nach dem Siege des Christenthums, ist Spanien noch zum großen Theil Wüste — es hat das Geld von ganz Amerika an sich gerissen und weder in Kunst, noch in Wissenschaft wieder etwas geleistet. Es lebt noch immer von den schönen Resten.

Da ist in Córdova noch ein Alcazar, eine alte Festung Carrahola, eine Brücke aus den Römerzeiten; aber das ist ja alles unbedeutend neben dieser einzigen Moschee und der stummen und doch so eindringlichen Sprache ihrer tausend Säulen.

Die Bahn nach Sevilla führt durch gesegnete, andalusische Fluren. Hier wachsen in unabsehbaren Flächen das Korn und der Ölbaum zusammen, das bischen Schatten schadet dem Felde nicht, es bekommt Sonne genug. Die Felder sind mit Aloe und Cactusfeigen eingefaßt, die Blütenschafte der Aloes ragen wie Baumstämme empor. Auch Burgruinen sieht man auf verstreuten Hügeln. Bei Ankunft in Sevilla der übliche Bahnhofslärm von Commissionären und Kutschern; wir fuhren nach der Fonda de Europa, ein sehr angenehmes Hotel, das wir nur empfehlen können. — Da wir außer einem Almuerzo in Córdova noch nichts genossen hatten und gerade Zeit zur Comida war, so gingen wir in den comidor (Speisesaal) und setzten uns in die Reihe. Wie? wurde nicht drüben deutsch gesprochen? Ja — und auch zur Rechten und zur Linken — wir waren auf einmal in deutscher Gesellschaft, nämlich von etwa sechs oder acht Herren, welche theils als Ge-

schäftsleute in Spanien ansässig, theils als Vertreter deutscher Firmen auf der Reise waren. Von solchen Herren, die durchaus ortskundig und der Sprache vollkommen mächtig sind, kann man viel lernen; auch waren sie uns sehr gefällig, führten uns auf die Alameda de Ercole, wo zwei uralte Granitsäulen stehen, die möglicherweise noch von Hercules selbst herrühren, dann auf die andere Promenade, las delicias de Cristina, wo wir am Ufer des Guadalquivir, der hier schon ein mächtiger Strom ist, unsern Kaffee nahmen und dann den Abend beim Manzanilla beschlossen. Der Manzanilla ist ein ziemlich schwerer Weißwein, der ähnlich unserm Rheinwein eine Art von „Blume" hat und aus Canelas (Röhrchen) getrunken wird. Diese Glasröhrchen werden in dazu passenden Holzgestellen stehend servirt, immer gleich dutzendweise. Mit Oliven zur Anfrischung des Durstes kann darin ganz gehörig gekneipt werden.

Wer kennt nicht unsers Clemens Brentano sehnsüchtige Weise:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen —
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen sehen —
Dahin sehnt mein Herz sich sehr! —

Ganz zutreffend ist die Schilderung nicht, wenigstens sind nach unserm Sinne die Häuser nicht hoch und die Straßen nicht breit und die Fenster sind ohne Bedeutung, da die Häuser wie in Córdova ganz den afrikanischen Charakter haben. In den Hauptstraßen, namentlich der Sierpes (Schlangenstraße), ist aber Laden an Laden, Cafés u. s. w., wie in anderen Großstädten, und zum Schutz gegen die Sonne sind Leinen oder Matten zwischen den Häusern ausgespannt. Uns blieb noch (26.—28. Juni) das kühle Wetter getreu, während sonst die Hitze derart sein soll, daß man in zwanzig Minuten Pfannkuchen ohne Feuer in der Sonne

backen kann und daß die Säulen im Patio so heiß werden, daß man Abends zehn Uhr noch nicht sich daranlehnen mag.

Übrigens verdient Sevilla seinen Ruf, es ist eine entzückende Stadt. Hier kommt alles zusammen: große Vergangenheit, herrliche Bauwerke, frische Gegenwart, Handel und Industrie, lebendige Straßen und freundliche, schöne Menschen. Die Frauen sind klein, graziös, von feinem Teint bei rabenschwarzem Haar — wie Murillo's Madonnen. Da hat selbst die Magd oder die Fabrik-Arbeiterin einen feinen Anstand und eine Geschicklichkeit, Haar und Schleier zu arrangiren und den Fächer zu handhaben, wie es die vollendete Dame nicht geschmackvoller könnte. Hüte und Hauben sind gänzlich unbekannt, Hoch und Gering trägt nur den Schleier oder die Mantilla, und frische Blumen im Haar geben den schönsten Schmuck. — Leider ist seit der Eisenbahnzeit die Fröhlichkeit und das Tanzen auf Plätzen und Straßen selten geworden — will der Fremde Tänze sehen, so muß er bezahlen und nicht wenig. Wir waren in großer Gesellschaft und doch kam dem Einzelnen die Vorführung der Nationaltänze auf etwa zwei bis drei Thaler. Die spanischen Tänze: Sevillano, Española, el Ole, Bolero, Madrileña, Fandango, Bolenito wurden von geschickten Ballettänzern und Tänzerinnen ausgeführt, mit Castagnetten und Guitarre-Begleitung. Seit Pepita, seligen Andenkens, sind diese Tänze auf jeder Bühne heimisch und allgemein bekannt, sie sind graziös und wirklich schön. — Die Zigeunertänze dagegen sind abscheulich — die Musik dazu wird von alten Megären durch monotones Händeklappen gemacht, und die Tänzerinnen sind meistens häßliche, abgetakelte Riffpiraten, deren ganze Kunst in einem absonderlichen Drehen und Wiegen der Hüften besteht, das allerdings wohl von Kindheit auf geübt sein muß, um in seiner ganzen Häßlichkeit ausgeführt zu werden. Der Schlußeffekt eines jeden Tanzes ist, daß die Tänzerin einem der Zuschauer ihr Taschentuch zuwirft, und es ist üblich, daß

dieser ein Stück Geld als Extra-Douceur hinein knotet und es damit zurückgiebt. Wir hatten in unserer Gesellschaft vorher eine Peseta (neunzig Pfennig) als Betrag dieser Extra-Zahlung von jedem Einzelnen verabredet. Die Tanz-Gesellschaft aber war verwöhnt, kurz vorher hatten sie von dem Prinzen von Wales und von einem Pariser Rothschild Goldstücke geerntet, und meinten nun naiver Weise, das müsse immer so sein. Durch die ortskundigen Herren wurde ihnen aber mitgetheilt, daß dies eine grundfalsche Voraussetzung sei, und da waren sie mit ihren Pesetas auch sehr zufrieden! —

Will man die reichste Sammlung aller südspanischen Typen zusammen sehen, so bietet ein Besuch der großen königlichen Cigarrenfabrik dazu die beste Gelegenheit. Hier sind 6000 Arbeiterinnen beschäftigt in drei großen getrennten Abtheilungen, nämlich für Cigarren, Cigarretten und Tabak in Düten. Der früher berühmte Rapé wird nicht mehr fabricirt. — Da die Arbeit in Accord bezahlt wird, so scheint jede nach Gefallen arbeiten zu können. Die eine ist emsig beschäftigt, die andere ruht aus, andere bereiten ihre Mahlzeit oder sorgen für ihre Kleinen. Körbe mit schlafenden Kindern stehen neben vielen Tischen, größere Kinder spielen umher, selbst Hunde scheinen geduldet zu werden. Es ist wie eine große Familienstube und alle waren fröhlich und guter Dinge. Die Fabrik ist in den Räumen eines ehemaligen Palastes, über dem Haupteingange ist ein Engel in Stein gehauen mit einer Posaune. Das Volk meint, er werde in die Posaune stoßen, wenn die erste spröde Cigarrera über die Schwelle schritte. Bis jetzt aber ist noch kein Posaunenton gehört. In Brentano's Liede heißt es:

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wo ein trautes Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
An dem Pförtchen glänzt ein Hammer —
Klopf' ich, macht mir Liebchen auf!

11. Sevilla. Cadix. Gibraltar.

Ja, Sevilla ist eine entzückende Stadt. Die Kathedrale ist die höchste und schönste in Spanien. Sie ist zwar nicht so gefüllt mit Kostbarkeiten und Kunstschätzen, wie die Dome in Burgos und Toledo, aber der Gesammteindruck ist der erhabenste und die vorhandenen Kunstwerke sind ersten Ranges. Namentlich ist der heilige Antonius von Murillo durch sein letztes Schicksal in ganz Europa bekannt geworden; es war bekanntlich die in Anbetung der Jungfrau knieende Gestalt des Heiligen aus dem Bild herausgeschnitten und gestohlen. Er ist aber wieder herbeigeschafft und so geschickt an seinen Platz gebracht, daß man auch mit dem schärfsten Feldstecher „die Naht nicht erkennen kann." Die Kathedrale ist an Stelle einer Moschee erbaut und von dieser ehemaligen Moschee noch der Vorhof, el patio de los naranjeros, erhalten; und solch ein Orangengarten mit plätscherndem Marmorbrunnen hinter mächtigem, hufeisenförmigem Portal ist ein herrlicher Zugang zum Gotteshause, sei es christlich oder moslemitisch. Auch der Glockenthurm neben der Kathedrale, la giralda, ist noch ein Bauwerk der Araber. Er ist viereckig, von bunten Steinen graziös erbaut und doch von so großen Dimensionen, daß ein Wagen zweispännig hinauf fahren könnte, denn statt einer Treppe führt eine sanft geneigte Ebene zwischen der Außenwand und dem innern viereckigen Kern hinauf. Oben auf der Plattform ist dann der christliche Aufbau weiter geführt und geschickt im Stil gehalten, so daß der Thurm den Eindruck eines harmonischen Ganzen macht. Der Rundblick von oben über ganz Sevilla ist lohnend.

Die größte Sehenswürdigkeit neben der Kathedrale ist der Alcazar, das Schloß der katholischen Könige. Don Pedro, genannt der Grausame, ließ es um 1360 erbauen; aber ganz und gar von maurischen Architekten. In dieser finstern Zeit der brutalen Gewaltherrschaft waren die

Mauren noch allein im Besitz der Künste und Wissenschaften. Nach der Alhambra ist dieser Alcazar das schönste der maurischen Schlösser, geradezu ein Feenmärchen der decorativen Kunst — in Arabesken, Malerei, Stuck, Marmor und Fliesen unbeschreiblich. Die Vergangenheit hatte viel verwüstet; aber schon der Herzog von Montpensier hat mit einer gründlichen Restauration beginnen lassen, die jetzt vollendet ist. Als wir den Hof der Gesandten, den Alkoven des Sultans und den Thronsessel besahen, waren gerade Tischler beschäftigt, Sessel zu vergolden, und man sagte uns, daß alles hergerichtet werde, weil die Königin Isabelle wieder dort residiren wolle. Wer hätte das noch vor wenig Monden für möglich gehalten! Wie rasch ändern sich die Verhältnisse und die Menschen! In den Gärten des Alcazar sind vortreffliche Bewässerungs-Anlagen, und darum sind sie ein Paradies von Myrthen, Palmen, Bäumen und Blumen aller Art. Heimlich und kühl liegen auch nach dem Garten hinaus die Bäder der Maria de Padilla, „der schönen Tigerin" — Favoritin Pedro's des Grausamen. Dieser Biedermann wußte alle Rohheit des Nordens mit der Üppigkeit der Kalifen zu vereinigen, in dem Torre d'Oro, dem Goldthurm, der noch am Ufer des Guadalquivir erhalten, wohnte Aldonza Coronel, eine andere seiner Favoriten, und seine Gemahlin, die unglückliche Blanche von Bourbon, hielt er in achtjähriger Gefangenschaft. Sie starb, fünfundzwanzig Jahre alt — wahrscheinlich ermordet. Drei Brüder und eine ganze Menge sonstiger lieber Anverwandten ließ er morden und wurde schließlich vom eigenen Bruder Henri de Trastamare wieder ermordet. Er ist ein würdiges Seitenstück zu Louis XI. und Richard III., und es wundert mich nur, daß er bis heute seinem Dramatiker entgangen ist.

Im Provinzial-Museum kann man in Murillo's schwelgen. Hier hängt eine Madonna, die er als vierzehnjähriger Knabe gemalt hat, ganz schon in der Idee seiner spä-

teren Meisterwerke. Dann ungezählte Heilige und auch vortreffliche Bilder anderer Meister: Zurbaran, Herrera, Roellas, Alonzo Cano. — Zwei der schönsten Bilder Murillo's schmücken die Kirche des Hospitals „la caridad", nämlich „Moses spendet Wasser in der Wüste" und „Christus speist die Viertausend." Was soll ich die Bilder beschreiben — ein solcher Gegenstand, und ein solcher Meister, das sagt genug. Diese Kirche ist sonst noch reich an interessanten Werken: eine barmherzige Schwester zeigt sie mit Freundlichkeit und verliert die Geduld nicht, wenn man sich ganz in den Anblick versenkt.

Als Sehenswürdigkeit ist noch die Casa de Pilato, das Haus des Pilatus berühmt. Nach der herkömmlichen Lesart soll es genau nach dem Palaste gebaut sein, den Pilatus in Jerusalem bewohnt hat, und die Namen der Zimmer und Balcons sollen an die Passionsgeschichte des Heilandes erinnern. Ich bezweifele die Ähnlichkeit mit dem vorgeblichen Modell und halte das Bauwerk für die architektonische Caprize eines reichen Dilettanten. Als eines der reichsten und prächtigsten Privathäuser von Sevilla ist es aber gewiß sehenswerth. In der Nähe sahen wir die noblen Patios der mexikanischen, amerikanischen und türkischen Consulate und entdeckten das Geburtshaus des englischen Cardinals Wiseman, welches zu Ehren dieses großen Kirchenlichtes vom ayutamiento mit einer Gedenktafel bezeichnet ist.

Nach allem Sehen jetzt noch eine Comida in der Europa, mit dem Dessert der herrlichsten Feigen, Pfirsiche, Kirschen und Birnen, noch eine Promenade durch die Calle de los sierpes, noch einen Abschiedstrunk im Manzanilla und noch ein paar Stunden Schlaf hinter den schützenden Mosquito-Vorhängen unserer kühlen Schlafzimmer in der Fonda und dann — Ade Sevilla! — schönes, liebliches, freundliches Sevilla — Ade! —

Der Bahnzug fährt von Sevilla nach Cadix etwa fünf Stunden. Es ist ein gesegnetes, fruchtbares Land, dieses

Andalusien, und etwas kommt davon auch dem Eisenbahn-Reisenden zugut. In Utrera waren Biscuit, Wein und Früchte am Bahnhof zu haben, eine in Spanien seltene Üppigkeit — auf den kleineren Bahnhöfen bekommt man sonst höchstens Wasser. Aber wo sind die 12000 Dörfer geblieben, welche sonst an den Ufern des Guadalquivir gewesen sein sollen? Verwüstet und verschwunden — auch dieser reiche Boden ist entvölkert, die großartigen Anlagen einer früheren Cultur in Verfall, weite Strecken der Malaria verfallen, und die jetzige Bevölkerung ackert in herkömmlicher Weise weiter, die Gegenwart bietet keine Aussicht auf Fortschritt. — Thurm- und Schloßruinen (u. A. bei Lebrija) erinnern an die alten Kämpfe, und wenn die Bahn aus der Ebene des Guadalquivir über einen Höhenzug in das Thal des Guadalete steigt, dann passiren wir die Stätte der achttägigen Schlacht, in welcher 711 die Mauren über die Gothen siegten, allerdings weil der Bischof von Toledo mit seinen Truppen zu ihnen überging.

Station Jerez de la Frontera — dies ist das berühmte Xerez, woher aller Sherry stammen soll, der in Magdeburg gemacht wird. Zum Aufenthalt und zu einer Forschungsreise durch die Kellergewölbe hatten wir leider keine Zeit, begnügten uns also, auf dem Bahnhofe die Flasche füllen zu lassen. Ich bin nicht Weinkenner genug, um mit Gewißheit sagen zu können, ob wir hier an Ort und Stelle reines Gewächs erhalten haben, oder ob doch der Geist der heimischen Kartoffel darin umging. Auf alle Fälle war es ein ganz genießbarer Tropfen.

Bald nach Jerez öffnet sich bei dem Hafenplatze Puerto de Santa Maria der Blick auf das Meer, mit Cadix als weißem Punkt im Hintergrunde. Die Bahn beschreibt einen großen Bogen, die frische Seeluft weht erquicklich in die Fenster. Nach dem Meere hin dehnen sich weite Flächen, halb Sand, halb Wasser, und darauf sieht man glänzend weiße Pyramiden stehen, in der Form der egyptischen, aus

deren Bedeutung man erst nicht klug werden kann. Diese Pyramiden sind Seesalz, welches auf weiten Strecken durch Verdunstung gewonnen und dann zum weitern Trocknen und Verladen in dieser Gestalt aufgehäuft wird. Der Zug hält, der Bahnhof liegt dicht am Hafen, die Mauern, Bastionen und hohen weißen Häuser und Thürme von Cadix liegen vor uns und die Sonne des 29. Juni begrüßt uns mit so ungefähr 32 Grad R. im Schatten.

Cadix liegt auf einem in das Meer vorspringenden Felsen und ist stark befestigt. Darum ist kein Raum zum Wachsen nach den Seiten und die Häuser müssen in die Höhe streben. Die „hohen Prachtgebäude", mit denen das Lied Sevilla ausgestattet, sind in Wirklichkeit eher in Cadix zu suchen. Das heißt: eine Kathedrale und einen Alcazar wie Sevilla hat Cadix nicht, seine Kathedrale wölbt sich über schweren Rundbogen und ist ohne hervorragendes Interesse. Die großen Handelsstädte haben überall nirgend so viel für Kirchen gethan, wie die Residenzen. Aber die Privathäuser sind hoch und wirken zwar nicht durch kunstreiche Architektur, wohl aber durch ihre glänzend weißen Massen. Auf dem flachen Dache fast eines jeden strebt dann noch ein Ausguckthurm in die Höhe. — Ein Signalthurm, 41 M. über dem Meere hoch, die Torre de vigia, verlohnt das Ersteigen und gewährt einen weiten Rundblick über die Stadt und den Hafen, das Meer und die unfernen Küsten — eine Aussicht, welche unstreitig eine der schönsten in Europa ist.

In der Capelle des Klosters Santa Catalina sind drei sehenswerthe Bilder von Murillo, darunter das letzte des Meisters. Bei dessen Vollendung trat er auf dem hohen Gerüste zurück, um es von fern zu sehen, ohne an die Gefahr zu denken, fiel hinunter und endete so ein Leben, das im edelsten und größten Sinne nur der Kunst gedient hatte. — Sonst ist die beste Sehenswürdigkeit von Cadix nur Cadix selbst und seine schönen Frauen. Cadix umwanderten

wir wiederholt; die Alameda mit ihren Palmen und weißen Statuetten unter immergrünen Bäumen ist eine liebliche Promenade, von den Bastionen hat man immer wechselnde Blicke über Land und Meer. Abends hatten wir dann auch beste Gelegenheit, die Schönen von Cadix zu bewundern, denn in dem benachbarten Puertativa war Feria, ein Volkfest wie unsere Freischießen, und da strömte zu Wagen und zu Fuß alles hinaus — und wir mit, so lange es die kurz gemessene Zeit erlaubte. — Wir wollten nämlich den Abend noch an Bord des Dampfers gehen, der uns andern Tages nach Gibraltar bringen sollte.

Die Fahrt zu belegen, war unsere erste Sorge bei Ankunft in Cadix gewesen. Der für den 30. Juni angekündigte Dampfer hieß der James Haynes, und ein Bootsmann vom Hafen brachte uns nach dem Comptoir des Don Thomas Haynes, wo wir die Billets lösen mußten. — Der edle Don Haynes sprach spanisch, französisch und englisch und versicherte uns in allen drei Sprachen, daß das Schiff nur erste Classe habe, keine zweite. Dies war unwahr, das Schiff hatte einen zweiten Platz, der allerdings nur für Passagiere aus dem Volk bestimmt sein mochte. Wir zahlten, und da es das erste Mal war, daß wir mit spanischen Bootsleuten zu thun bekamen, so hielten wir es für besser, mit dem unsrigen gleich im Comptoir zu accordiren. Er forderte fünf Pesetas für das Anbringen an Bord. Wir fragten Don Haynes, ob das der übliche Preis sei. — Er antwortete: So spät am Abend, ja! — Nachher haben wir erfahren, daß man nie mehr zahlt als eine halbe Peseta für die Person; aber der Chef und der Bootsmann verstanden sich vortrefflich. — (Man muß immer vorher den Preis bedingen, eben so bei den Hotel-Omnibus: media peseta cada uno oder una peseta ambosydos; d. h. jeder eine halbe Peseta. In einem späteren Falle hatten wir das bedungen und der Bootsmann forderte an der Schiffstreppe doch das Doppelte. Ich verweigerte die Prellerei mit einem

kräftigen Fluche. Da richtete sich der Bootsmann grade auf und sagte mit edler Haltung und ernster Gebärde: die spanische Sprache ist so reich an schönen Ausdrücken, daß man nicht nöthig hat, sich solcher Worte zu bedienen! — Nahm dann den bedungenen Lohn und überließ mich dem Gefühle moralischer Vernichtung.) Wir erhielten unsere Billets erster Classe und fragten, ob wir der frühen Abfahrt wegen am Bord schlafen könnten. Ja wohl! Alles in Ordnung, er wolle zur Sicherheit noch die Anweisung auf eine Koje auf den Billets vermerken.

Nach der anstrengenden Wanderung dieses ersten südlich heißen Tages kauften wir einige Provisionen für die Seefahrt, und als wir aus dem Wasserthor heraustraten, war natürlich unser Bootsmann gleich zur Hand, der auf seine fünf Pesetas lauerte. — Wie waren wir froh! — Der fernste Punkt der Reise war erreicht und nun lag schon in jedem Ruderschlage das Gefühl: jetzt geht es heimwärts! — So legten wir an dem James Haynes an und stiegen an Bord.

Auf dem Schiffe war erst kein Mensch zu finden, endlich kam ein Matrose zum Vorschein. Wir verlangten nach unserer Cajüte und zur Ruh. Der Cameriere sei an Land und habe den Schlüssel in der Tasche. — Es blieb uns nichts anderes übrig, als auf einer Bank des Verdeckes Platz zu nehmen und zu warten. Es wurde kühl und recht feucht. — Sonst war es eine schöne Nacht, die Schiffe rings umher wiegten sich leise auf der kaum bewegten Flut, nur ab und an schoß ein Nachen mit gleichmäßigem Ruderschlage vorüber. Die weißen Massen von Cadix leuchteten noch durch das Dunkel, das Feuer des Leuchtthurms blinkte weithin und in der Ferne aufsteigende Raketen gaben Kunde von dem fröhlichen Treiben der fernen Feria. — Nach ein oder zwei Stunden kam ein Boot mit dem Cameriere. Der edle Don war ungehalten, noch Passagiere vorzufinden: es sei nichts in Ordnung! — Wir bestanden auf

unserm Schein, er schloß die Cajüte auf, wies uns die Kojen an, gab uns auch jedem ein kleines Kopfkissen und erklärte: Decken habe er noch gar nicht, könne also weiter nichts thun. Todtmüde, waren wir herzlich froh, nur ein Lager zu haben, und schliefen trotz alledem und alledem ganz prachtvoll — so daß wir erst erwachten, als früh Morgens andere Passagiere kamen und der Dampfer aus dem Hafen hinaus fuhr.

Das ist eine schöne Fahrt! erst der Rückblick auf Cadix, dann die spanische Küste, Cap Trafalgar, die Punta de Marocco, der erste Anblick von Afrika, dann erscheint der Felsen von Gibraltar, das Schiff legt vor Algeciras an, um Personen und Güter abzugeben, und fährt dann hinüber auf die Rhede von Gibraltar, wo wir $4^1/_2$ Uhr landeten. — Wir kamen gleich an die rechte Adresse: an Bord des Dampfers war ein Sohn des Mr. Griffith, Besitzer des Kings-Arms-Hôtel, der Börse gegenüber belegen, das in dem theuern Gibraltar als verhältnismäßig billiger Gasthof zu empfehlen ist — mit ihm schifften wir uns aus und wurden dadurch sofort die Kunden des Bootsmanns Nr. 47, Jose Baliestero — der als braver alter Seehund auch nachher stets für uns sorgte und unser Leib-Marinero blieb. — An Land gekommen, muß man zuerst in ein Bureau (oder richtiger Office, denn wir sind ja in England) eintreten, den Namen nennen und eine Erlaubniskarte zum Aufenthalt erhalten.

Ohne Erlaubnisschein ist in Gibraltar nichts zulässig. Scherzweise wird behauptet, man brauche einen Erlaubnisschein, um eine Cigarre zu rauchen, oder einen Spaziergang zu machen. Faktisch ist, daß mit Sonnenuntergang die Festungsthore geschlossen werden, also niemand aus- und eingehen kann, und daß selbst der Verkehr in den Straßen eigentlich verboten ist. Doch wird dies Verbot nicht aufrecht erhalten, denn im Abenddunkel waren gerade die Militär-Concerte auf der Alameda und die ganze Bevölkerung

draußen. — Auch die Scheine, die man nöthig hat, bekommt man ohne Weitläufigkeit auf ganz geschäftsmäßige Weise. Um z. B. die Festungswerke, also eigentlich den ganzen Felsen, zu betreten, geht man zur Military Secretary's Office (oder Town Commanders Office) und bekommt für so viele Personen und so viele Tage als man will die „Permission to visit St. George's Hall etc. etc. between sunrise and sunset." — John Bull ist immer coulant und höflich, hält hier aber strenge Hausordnung.

---

12. Gibraltar. Ausflug nach Afrika.

Es ist ein eigenthümlicher Contrast, so auf einmal mitten in Spanien ein Stück Old England zu finden. Da sind die roth uniformirten Soldaten, meistens große, schöne Leute, englische Officiere und Civilisten zu Pferde, Damen, die ihr Cab eigenhändig fahren, oder mit dem prayer book zur Kirche gehen, die Post-office, die Club-houses, die Britische Bibel-Gesellschaft, englische Firmen und englische Läden. Und neben dem Laden der englischen Putzmacherin ist freundnachbarschaftlich ein Laden mit marokkanischen Stoffen, Waffen oder Seltenheiten, und die Besitzer, Muselmänner oder marokkanische Juden, stehen in der Thür und unterhalten sich mit Freunden oder Landsleuten. Man sieht hier schon alle Trachten der afrikanischen Stämme, die Geschäftsleute haben aber nur die Tracht behalten und ihren Handel sonst ganz europäisch gestaltet — sie befinden sich anscheinend alle recht gut in diesen geordneten Verhältnissen. Ein jüdischer Kaufmann aus Tanger, Herr Isaac Benzaquen, war unsere erste Bekanntschaft — ein schöner Mann, in vielen Sprachen bewandert — wir haben ihn nachher auch in Tanger besucht — die Benzaquens scheinen dort eine der ersten Handels-Familien zu sein.

Spanien führt im Wappen, wie man es auf allen größeren Münzen sehen kann, die beiden Säulen des Her-

cules: Calpe und Abila — besitzt aber keine mehr von beiden. Die eine Säule ist der Felsen von Gibraltar und gehört England; die andere Säule ist der Affenberg, Jebel Musa, drüben in Afrika und gehört Marokko. Gibraltar ist ein langgestreckter Felsengrat, der nach beiden Seiten ziemlich steil zum Meere abfällt, und wo sich unten am Fuß ein Streifen schmalen Erdreichs angesammelt hat, da liegt die Stadt Gibraltar. Sie ist lang und schmal, hat eigentlich nur eine Hauptstraße, an deren Ende die Promenaden, Exercierplätze und der wundervolle öffentliche Garten beginnen, durch welche hindurch die Straße nach dem Südhafen, einem andern Stadttheil, und so nach den vorgeschobensten Festungswerken, der Punta de Europa führt. Als wir dort promenirten, donnerten die Kanonen der saluting battery, um mit einundzwanzig Kanonenschüssen die Ankunft einer amerikanischen Fregatte zu begrüßen. Der Felsen ist mit kurzen Zwergpalmen bewachsen, denselben, die wir hier in Töpfen cultiviren, dort haben Füchse und wilde Affen ihre Wohnung darunter und die Adler kreisen um die Felsgipfel. Durchzogen ist der ganze Fels von Gängen, die sich zu Batterien erweitern, durch und durch mit Kanonen und Mörsern gespickt. Die größte Wölbung, die in den Fels eingesprengt ist und mit hohen Öffnungen auf das Meer schaut, heißt St. George's Hall; natürlich auch eine Batterie. — Da der ganze Fels den ganzen Tag von der Sonne geheizt wird, so strahlt er eine schöne Wärme aus und die Hitze ist nicht unbedeutend.

Zu den Festungswerken aufwärts führt der Weg an einem alten maurischen Kastell vorbei, durch die Batterien geht natürlich ein Sergeant mit, sonst aber ist man frei, die Felswege zu ersteigen. Der Grat hat drei Erhebungen, deren mittelste die höchste ist. Hier ist die Signalstation, ein Posten, der jedes aus- und einlaufende Schiff beobachtet und meldet. Der Sergeant oben verzapft einen guten Trunk echt schottisches Ale, auch Huntley und Palmer's

Biscuits und Chester Käse, dabei kann man sich die Aussicht auf ganz Gibraltar, die Meerenge, die Schiffe, die afrikanische Küste mit der Stadt Ceuta und ein gut Stück Spanien schon gefallen lassen. Der nächste spanische Ort ist San Roque, ein beliebter Ausflug von Gibraltar; dahinter liegt ein Korkeichenwald, zu dessen Besuch aber gerathen wird nur bewaffnet zu gehen. Gibraltar ist Freihafen und der Schmuggel nach Spanien ist schwunghaft im Gange, dadurch wird wahrscheinlich eine Grenzbevölkerung erzogen, der auch anderweit nicht zu trauen ist.

Von der Signalstation abwärts geht der Weg eine Strecke wie auf dem Messerrücken hin, so daß man nach beiden Seiten frei hinunter sehen kann. Auf dem südlichsten Vorsprunge steht eine massive Thurmruine, O. Hara's tower genannt, wahrscheinlich auch ein Wartthurm aus der Maurenzeit. Dann geht's hinunter nach dem „Ende von Europa", der letzten Felsenspitze Afrika gegenüber. Unweit des Hafens war ein gut eingerichtetes Schwimmbad, wo sich die englische Jugend fleißig im Wasser tummelte — den Spaniern war es noch nicht warm genug bei dreißig Grad im Schatten, denn in Cadix und sogar später in Almeria waren die Badehäuser noch nicht eröffnet. — Beim Abend-Concerte auf der Alameda ging der Mond hinter Lorbeer- und Orangenbäumen, Palmen und Oleander auf und glitzerte auf dem glatten Meeresspiegel, und bunt durcheinander wogte die Menge der verschiedensten Völkertypen aus Süd und Nord — alle erquickt und erfreut durch die wonnige Kühle. Es war ein entzückender Abend.

Andern Tags ließen wir unsere Sachen in Gibraltar, bewaffneten uns mit Kamm und Zahnbürste, und traten eine Entdeckungsreise nach Afrika an. Freund Jose Baliestero ruderte uns an den Dampfer „Le lion Belge", der zur Abfahrt nach Tanger bereit lag. — Der Commis des Rhederes kam an Bord und kassirte das Fahrgeld ein; wir forderten und bezahlten Retourbillets. Der Commis

fuhr an Land, der Dampfer setzte sich in Bewegung unter dem Donner von einundzwanzig Kanonenschüssen, womit eine portugiesische Fregatte Gibraltar salutirte. Der Stuart des Schiffes kam, um die Billets abzunehmen; wir verlangten die unseren zu behalten, da es Retourbillets seien. Der Stuart wollte sie nicht als solche anerkennen. Da legte sich ein Herr ins Mittel, der den ganzen Handel beobachtet hatte, ließ den Kapitän kommen und befahl ihm, de Billets ausdrücklich als Retourbillets zu bezeichnen, da e gesehen habe, daß wir solche bezahlt hätten. Der Kapitän that es sofort, denn der Herr war der österreichische Consul von Tanger, Herr Max Schmiedt, der uns dann noch die neuesten deutschen Zeitungen gab, auch in Tanger für unsere Ausschiffung sorgte und uns bis zum Hotel geleitete. Unter der Gesellschaft an Bord war auch eine spanische Dame, die früher in Hamburg gewesen war und deutsch sprach, so kamen wir also mit unserer Muttersprache bis an Afrika's Küste.

Nach kaum dreistündiger Fahrt lagen wir auf der Rhede von Tanger, das sich auf zwei Hügeln amphitheatralisch auflaut. Man sieht vom Wasser aus den doppelten Gürtel von Festungswerken, die großen Conglomerate weißer würfelförmiger Häuser, dazwischen die wehenden Kronen einzelner Palmen, das Grün der Gärten und selbst fernen Wald, die Consulatsgebäude mit den aufgezogenen Flaggen, drei hochragende Thürme von Moscheen und die hochgelegere Citadelle, la Kasbah, die Wohnung des Gouverneurs. Es ist in seiner Eigenartigkeit ein interessantes Bild. — Eine Landungsbrücke ist nach langem Widerstreben jetzt endlich gebaut, wird aber doch nicht benutzt — unsern Dampfer umschwärmten die kleinen Landungsboote, gerudert von braunen Kerlen in weißen Kitteln mit dem rothen Fez oder Tarbusch auf dem Kopfe, die ein eben solches Lärmen vollführten, wie ihre europäischen Collegen.

An Land getreten, enthüllt aber jeder Schritt eine ganz

fremdartige Welt — durchaus verschieden von allem, was ein Europäer bis dahin gesehen. Gleich nachdem wir in das Stadtthor eingetreten, kamen uns ganze Schwärme Muselmänner entgegen, so daß man in den engen Gassen kaum durchkommen konnte — sie kamen aus einer dicht dabei gelegenen Moschee. Der Eintritt in die Moschee ist Ungläubigen nicht gestattet. Die Männer trugen Burnus von verschiedener Farbe und verschiedener Gestalt, in allen Stufen der Sauberkeit oder Zerrissenheit, Turbane oder Tarbusch, und alle bloße Füße und Klapp-Pantoffeln, meistens von gelbem Leder. Die Geschäftshäuser öffneten nach der Straße hin kleine Räume, die lochartig und ganz offen sind, darin arbeiteten Weber, Pantoffelmacher, Barbiere, Schreiber u. s. w. Der Bazar ist eine Reihenfolge solcher Löcher, in denen gerade ein Mann hocken kann, auf Reichweite von seinen Waaren umgeben. Die Natur der Waaren habe ich nicht näher untersucht, doch schien Schmierseife eine große Rolle darunter zu spielen. Die Frauen gehen in grobes Sackleinen gehüllt, von dem sie einen Zipfel vor das Gesicht halten, das dann außerdem noch oft von einem breitkrämpigen großen Hute beschattet ist. Wir gingen in das Hôtel de France, in dem wir eine Quelle guten Rothweins entdeckten, die allen Ungläubigen empfohlen werden kann — dazu ein gutes Frühstück von Eierkuchen, Pflaumen, Feigen und Orangen — dabei kann man in Afrika wohl zufrieden sein!

Mit dem Führer des Hotels, der höchlichst erstaunt war, als wir ihn Monsieur Juda anredeten (sein Name und als Kennzeichen: schielender Blick, war uns in Gibraltar mitgetheilt), machten wir dann den ersten Ausflug. Die Nebengassen sind meistens so eng, daß sich kaum zwei Personen begegnen können; in der Hauptstraße hockten in langer Reihe Weiber an der Erde, die Früchte, Geflügel, kleine Bündel Brennholz u. dgl. verkauften, dazwischen auch Geldwechsler mit großen Körben Kupfergeld. Dieses elende

Kupfergeld, Flûs genannt, dicke unförmliche Stücke mit zwei Dreiecken darauf geprägt, sieht man auch schon in Spanien im Kleinverkehr, weil die jährliche Kriegs=Contribution an Spanien darin bezahlt wird — und da die Zahlungen nächstens vorbei sein werden, so hatte Spanien nicht übel Lust, einen neuen Krieg gegen Marokko vom Zaun zu brechen, ist aber von den Mächten daran gehindert. Blinde Bettler wurden von Knaben durch die Gassen geführt, und ein junger, gut gewachsener, aber furchtbar zerlumpter Mensch empfing von dem Volke kleine Geldstücke. Diesem Menschen hingen einige Lumpen kaum noch an den Gliedern und starrten von Schmutz, er war nämlich ein Fakir, ein angehender Heiliger, der seine Heiligkeit durch jahrelangen Schmutz erobern muß. Im Allgemeinen waschen sich die Mauren wohl die Füße, aber nicht das Gesicht. Dabei haben vornehme Mauren eine große Vorliebe für Spiegel und kennen keinen größeren Schmuck ihrer Wohnung, als viele Spiegel.

Mr. Juda führte uns in die Wohnung des belgischen Consuls, welche wegen einer Sammlung marokkanischer Seltenheiten und Bilder sehenswerth ist. Unter den Bildern war eines, die Einbringung eines Diebes darstellend — und genau wie diese Scene hier gemalt war, sahen wir sie andern Tages auf der Straße: Ein Beduinen=Scheich hoch zu Roß, schwer bewaffnet, mit ellenlanger Flinte, und neben ihm zu Esel mit gebundenen Händen ein armseliger Kerl, der vergessen, daß nur die Großen ungestraft stehlen dürfen. — Ferner sahen wir die Wohnung eines reichen Juden, um eine Idee zu bekommen, daß sich hinter kahlen, weißen Außenwänden ein ganz repräsentables Heim einrichten läßt. Den Herrn des Hauses (Mr. Moise Cherique) sahen wir nachher auf dem Markte stehen, eine ehrwürdige, patriarchalische Erscheinung, er war von einer Gruppe jüngerer Männer umgeben und bot ein Bild, wie aus Doré's Bibel geschnitten. Auch führte uns unser Führer in zwei

Judenschulen; der Vorstand der einen war ein deutscher Lehrer, Herr Cohen. Überhaupt bilden die Juden einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung von Tanger; und namentlich wenn sie unter dem Schutze der fremden Consuln stehen, geht es ihnen sehr gut dort. Sie haben schöne Häuser, schöne Gärten, und die Schönheit der Frauen, welche mit unverhülltem Antlitz einhergehen wie in Europa, contrastirt sehr angenehm mit der häßlichen Erscheinung der wandernden Säcke, als welche die maurischen Frauen erscheinen. Die Männer tragen Burnus, Tarbusch (rothe Mützen), Faja (seidene Leibbinde) und Pantoffeln wie die Araber — es ist überhaupt unmöglich, von der bunten Mannigfaltigkeit der Trachten in Kurzem eine Beschreibung zu machen. Am malerischsten sind die Araber der Wüste mit den übermannslangen Flinten und Pulverhörnern, die wie kleine gestielte Kessel aussehen und mit blanken Messingnägeln u. dgl. verziert sind. Die Schafte der Flinten, Griffe der Dolche u. s. w. sind oft von der feinsten Arbeit — daß aber die langen Flinten eine sehr gefährliche Waffe wären, kann ich mir nicht recht denken.

Auf der Kasba, neben der Wohnung des Gouverneurs, ist auch das Gefängnis. Man öffnet eine Klappe in der Thür und blickt hinein, dann kommen die Gefangenen und bieten geflochtene Körbe und Taschen zum Kauf an. — Das Gefängnis dient dem Gouverneur als Mittel der Erpressung — Gehalt bekommt er nicht, muß also sehen, was er herausschlagen kann. Von den Reichen und Wohlhabenden fordert er nach Belieben, was er meint, daß sie leisten können; wer nicht zahlt, wird beigesteckt und muß ohne Gnade so lange sitzen, bis er zahlt. Ist dann ein Gouverneur recht reich geworden, so läßt ihn der Sultan kommen und macht es mit ihm eben so — preßt heraus, was möglich ist — natürlich vermeidet ein jeder, der irgend etwas hat, es merken zu lassen, und nur Fremde, oder die unter fremdem Schutze stehenden Juden, können irgend

eines Besitzes froh werden. Unter der marokkanischen Justiz sind noch Strafen wie Handabhauen u. dgl. in vollem Schwunge.

Auf dem Marktplatze hielt eine Karawane von etwa zwanzig Kameelen, die dort über Nacht campiren wollten — am andern Morgen waren sie wieder auf und davon. Armselige Gestalten hockten um kleine Feuer von Reisig, auf denen sie ein bischen Zwiebelsuppe kochten; zerlumpte Weiber hatten kleine Häufchen Heu zum Verkauf als Futter für Maulthiere und Esel auf die Erde geschüttet, andere kleine Häufchen Reisig, das sie weither aus dem Gebirge holen müssen. Ein Trupp Pilger campirte unter Zelten, Reiter und Reiterinnen zu Pferd und zu Maulthier passirten, um draußen die Abendkühle zu genießen, Wasserverkäufer schleppten in großen Schläuchen das Wasser von draußen herein — und wir zogen uns, herzlich müde vom Klettern in den auf- und absteigenden, jämmerlich gepflasterten Straßen, in ein arabisches Café zurück, wo wir im Garten unter grünen Bäumen ein kleines Schälchen des landesüblichen breiartigen Kaffee-Getränkes genossen, die Pfeife Kif aber ablehnten — wir hatten nicht Lust, mit diesem Teufelskram uns elend zu machen. — Gewohnheitsmäßige Kif-Raucher ruiniren sich übrigens eben so, wie die Opium-Raucher.

Den Garten des deutschen Minister-Residenten sahen wir im Vorbeigehen — einen Besuch zu machen, gestattete uns die Kürze der Zeit nicht. Als Muster eines schönen Gartens zeigte uns Mr. Juda den des belgischen Consuls, der allerdings durch herrliche Bäume und schöne Blumen sehenswerth ist — jedenfalls hat Tanger mehr Grün und mehr Gärten als die spanischen Städte, hat aber auch ein schöneres Klima, da die Hitze durch die Nähe der See gemildert wird. — Auf dem Rückwege begegneten wir dem großen Marabu, dem Papst der Mohamedaner. Dieser große Würdenträger lebt übrigens in glücklicher Ehe mit

einer Engländerin; eine englische Wärterin trug sein Baby spazieren — auch wurde dem Marabu nachgesagt, daß er trotz aller Vorschriften des Propheten ein Freund der Spirituosen sei und selbst Schweinefleisch äße! — Möge ihm Allah verzeihen!

Die Gesellschaft an der Tafel des Hôtel de France bestand aus jungen Englishmen, die nach oberflächlichem Vernehmen auf Löwenjagden oder ähnliche sports sannen. Wir begaben uns bald wieder hinaus, und als es nach unsern Uhren etwa neun Uhr war, ertönte vom Thurm der nahen Moschee der Gesang des Muezzin, der in wehmüthigen Molltönen über die schweigenden Gassen schallte und alle Gläubigen dem mächtigen Schutze Allahs empfahl. — Unter demselben Schutze gingen auch wir zur Ruhe.

---

13. Tanger. Malaga. Die Alhambra.

Am Morgen des 3. Juli früh sechs Uhr hielt Mr. Juda mit den gesattelten Maulthieren vor der Thür zu einem Ritt in das Gebirge hinter Tanger. Wir nahmen erst den Weg, den wir gestern gegangen waren, über den Marktplatz, am deutschen Consulat vorüber und so hinaus in die hügelige Landschaft. Man passirt einen maurischen Kirchhof am Bergabhange, doch ist es nicht gerathen, ihn zu betreten. Weiter oben am Berge ist das Grab eines besonders heiligen Marabu, eine Wallfahrtstätte für fromme Pilger. Nach dem Passiren zweier weiten Thäler, die gut bebautes, fruchtbares Land zeigen, steigt die Straße ins Gebirge. Hier sind noch Landhäuser und Gärten, darum läuft der Weg zwischen Einfassungen von Rohrgeflecht und ist von immergrünen Bäumen, Korkeichen und Fruchtbäumen beschattet, die durch ein Gewirr von Brombeeren und andern Ranken-Gewächsen verbunden und dicht verwachsen sind. — In einem der Gärten soll auch eine Mineralquelle

sein, auf die es Mr. Juda besonders abgesehen hatte; er war aber verschlossen. Wir verfolgten also die Straße nach Cap Spartel bis zur Höhe, wo wir einen weiten Blick über den atlantischen Ocean und über die afrikanischen Gebirge bis zur Berberei genossen und dann umkehrten.

Am Wege fand sich in einem kleinen Garten eine Rohrhütte, wo Kaffee zu bekommen war. Wir stiegen ab und setzten uns auf Rohrmatten mit gekreuzten Beinen nieder neben einen Wüstensohn, der von der Jagd heimkehrte; er hatte mit seiner langen Flinte ein armselig Kaninchen erlegt. Wir bekamen die kleinen Täßchen mit Kaffeebrei und auf Wunsch auch ein Stück grauen Brotes, das übrigens ganz wohlschmeckend war. Dann ritten wir zurück, aber um Tanger hinum, um noch eine Strecke am Meeresstrande zu traben. Hier standen wirklich einige Badezelte, und war ein ganz ebener und sauberer Strand, doch ging ein reger Verkehr vorüber, beladene Esel und Maulthiere, so daß das Baden doch seine Schwierigkeiten gehabt hätte. — Wir rit-ten zum Hotel zurück und gingen aus, um bei unserm Freunde aus Gibraltar, Herrn Benzaquen, einige kleine Einkäufe zu machen. In einer engen Straße ertönte eine merkwürdige Musik von drei Trommeln und vier Flöten oder ähnlichen Instrumenten, bei deren Klange auf offener Straße ein Rind geschlachtet und ausgeweidet wurde. Dies waren die Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfest, das Blut des geschlachteten Thieres lief bei dem Mangel an Gossen und jeglicher Spülung träge die Straße hinunter. — Als wir zurückkamen, war das Fleisch in ein Haus getragen, aus welchem jetzt die Musik erschallte, und die Eingeweide lagen noch auf der Straße. — Wir schauten noch in einige Bazars hinein und dann war die Zeit abgelaufen; wir verabschiedeten uns im Hotel und von unserm unermüdlichen Führer, Mr. Juda, und ließen uns an Bord des Lion Belge rudern, der um zwölf Uhr abfahren sollte.

Das Schiff hatte aber ein ganz anderes Aussehen be-

kommen. War es auf der Hinfahrt sauber und reichlich Raum gewesen, so war jetzt alles zur Proviantirung von Gibraltar mit Vieh und Vorräthen voll gepfropft und für die Passagiere nur ein kleines erhöhtes Deck eingerichtet, wo wir so dicht zusammen saßen, daß man kaum seinen Platz verlassen und sich Bewegung machen konnte. Und unter uns sahen wir auf zweiundvierzig lebendige Ochsen, eine Unzahl Körbe mit lebendem Geflügel und große Mengen bereits geschlachteten Viehes, das hier und da aufgehangen war. In Säcke gehüllte Araber kletterten zwischen dem allen herum und stießen die Hähne und Hühner zurück, die etwa ihre Hälse aus den Körben zwängten — kurz, es war eine widerwärtige Fahrt und wir waren froh, als Gibraltar erschien und der biedere Baliestero uns an Land ruderte.

Am 4. Juli ging kein Dampfer nach Malaga — wir mußten also gezwungener Weise einen Ruhetag in Gibraltar machen, den wir zum Baden und einer nochmaligen Tour auf die Signalstation benutzten. Wir waren dort mit Herrn Tietgen, dem Secretär des deutschen Consulats in Tanger, zusammen und genossen einen schönen Abschiedsblick von der Höhe des Felsens auf die enge Wasserstraße, welche zwei so völlig verschiedene Welten trennt. — Früh am andern Morgen gingen wir an Bord des großen englischen Dampfers „Cadix", welcher schon um sechs Uhr nach Malaga abdampfte.

Dies war ein stolzes Schiff, wohl das größte, auf dem ich je gefahren, es war gemessen hundertundzwanzig Schritte lang. Wir waren die einzigen Passagiere nebst Kapitän B. und Frau aus Gibraltar. Angenehmere Reisegefährten zu finden wäre kaum möglich gewesen, und so entschädigte uns diese wunderherrliche Tour wieder für die von Tanger nach Gibraltar ausgestandenen Leiden des Viehtransportes. Aus der ruhigen blauen Flut ragte röthlich weiß der Felsen von Gibraltar empor, und da auf der ganzen Fahrt der Cours unweit der Küste blieb, so konnten wir die

Gebirgszüge am Lande deutlich verfolgen, die in vielgezackten Formen sich hinter einander aufthürmten, mehrfach zu einzelnen kegelförmigen Piks sich zuspitzend. Um 1½ Uhr landeten wir in Malaga.

Malaga liegt bergumschlossen an einer graziösen Bucht, eine große Stadt mit hohen Häusern, über welche eine mächtige, aber unschöne Kathedrale emporragt. Wir hielten uns nur so lange auf, nach Briefen zu fragen, und fuhren mit dem Bahnzug 3 Uhr 20 Minuten landeinwärts nach Granada. Anfangs geht die Fahrt durch eine fruchtreiche Ebene, wo wiederum das Korn unter Feigen, Ölbäumen, Orangen und Granaten reift, dann steigt die Bahn in das Gebirge, läuft auf Galerien an Abgründen hin und durchbricht Berge mit langen Tunnels. Mehrfach erinnert die Felsenlandschaft an unser Bodethal, dann nimmt sie größere Dimensionen an, wie die Pässe durch die Schweizer Alpen. An den Bahnhöfen ist keine weitere Erfrischung zu haben als Wasser; wenn der Zug hält, erscheinen die Wasserfrauen mit den Kühlgefäßen von durchlässigem Thon und rufen: Quien quiere agua! Wer will Wasser! — Ebener wieder wird die Fahrt und die Bahn zieht sich an der lang gestreckten Sierra Alvida hin, ein Gebirge, das in seiner Form wie ein vergrößertes Gibraltar aussieht. Es wird Abend, es wird Nacht, Berge, Häuser, Bäume fliegen vorüber, von unbestimmtem Mondlicht umflimmert; endlich nach 11 Uhr: Granada. — Nun auch noch so viel weiter zur Alhambra, man kann ja oben logiren — Hôtel Washington Irving war uns empfohlen — also in den Omnibus — wieder durch enge Straßen, dann bergan unter hohen Bäumen, durch welche nur eben das Mondlicht durchdringt und endlich Halt vor einem großen Hotel und behagliche Ruhe den alten, zurechtgerumpelten Gliedern.

Am 6. Juli begrüßte uns ein wonniglich frischer, kühler Morgen, und wir eilten hinauszukommen und das Ziel so langer Sehnsucht, die Alhambra, zu erreichen. — Es

ist immer ein eigen Ding, wenn man endlich einmal wirklich und persönlich in ein solches Weltwunder eingeführt wird, das man von früher Jugend mit allem Zauber der Phantasie sich ausgestattet hat — wird die Wirklichkeit dem Bilde entsprechen? oder wird man nur eine Enttäuschung mehr zu verzeichnen haben? — Dies kommt ja so wesentlich auf den Menschen selbst an, und ich kann sagen, uns hat die Wirklichkeit nicht enttäuscht! — Die Alhambra ist ein Wunder an Geschmack, Zierlichkeit, blühender Phantasie und ein unerreichtes Unicum decorativer Kunst. — Doch ist es nöthig, sich geistig zurecht zu legen, was die Alhambra eigentlich gewesen.

Die Alhambra war ein befestigtes Schloß der maurischen Könige, auf einem Hügel gelegen, etwa wie unsere Marienburg*), doch ist das Plateau des Hügels größer. Da waren also Umwallungen, feste Thore, Wartthurm und Citadelle zur Vertheidigung vorhanden, die theilweis noch erhalten sind, und in ihrem Schutz lag das Schloß, oder vielmehr die zwei Schlösser, eines für den Sommer und eines für den Winter, mit den nöthigen Nebengebäuden, namentlich mit einer Moschee, wie wir ja auch neben ein Schloß gern eine Capelle bauen. Von dieser großartigen Anlage ist aber nicht viel übrig gelassen. Die Moschee ist abgebrochen, angeblich durch die Explosion eines Pulvermagazins zerstört, und an ihre Stelle eine Kirche gebaut: Santa Maria de Alhambra; und das ganze Winterschloß nebst einem Theil des Sommerschlosses hat Karl V. zerstören lassen, um an die Stelle für sich ein Schloß zu bauen, das an Großartigkeit und Pracht die maurische Herrlichkeit weit übertreffen sollte. Aber nur ein Theil der Außenwände ist davon fertig geworden — kaum begonnen, war es schon Ruine! und leider, leider ist das dafür Zerstörte unwiederbringlich verloren. Die berühmten Räume der

*) Schloß Marienburg, bei Nordstemmen, Hannover.

Alhambra sind also nur ein Theil der Sommerresidenz des Königs Boabdil, und demnach darf man nicht große, durch ihre Ausdehnung imponirende Räume erwarten, sondern Höfe, Hallen, Gärten, Galerien, behagliche Zimmer, die ganz nach arabischer oder indischer Sitte Kühlung und gedämpftes Licht gewähren konnten und Erfrischung durch Springbrunnen und fließendes Wasser in der Hitze der Tage. Zwar ist der Salon de los embajadores auch in Ausdehnung und Höhe ein Saal, der in jedem unserer Schlösser den Ansprüchen an Raum genügen würde, die anderen Zimmer aber sind nur Schmuckkästchen der Phantasie und des feinsten Geschmackes, und sie stehen durch offene Galerien mit den Innenhöfen, dem Myrthenhofe und dem Löwenhofe in Verbindung. — Diese in dem wunderbaren Klima so gut erhaltenen Bauten sind nach jahrelanger Verwahrlosung jetzt in sorgfältige Verwaltung genommen und werden so viel wie möglich wieder in den alten Stand gesetzt. Der Architekt ist Señor Don Contreras. Viel ist geschehen und zwar mit Verständnis und Geschmack — viel bleibt noch zu wünschen, z. B. daß die schweren, unförmlichen Dachziegel wieder durch schöne, bunte Fliesen ersetzt würden. — Aber seit dem letzten Bürgerkriege ruhen die Arbeiten; Spanien hat für so etwas kein Geld mehr.

---

14. Die Alhambra und Granada.

Wenn man von Granada herauf kommt, so beginnt gleich am mächtigen maurischen Stadtthore der schöne Wald von Ulmen, welcher den ganzen Alhambrahügel bewaldet. Muntere Wasserbäche, von dem ewigen Schnee der Sierra Nevada gespeist, rieseln und plätschern bergunter, die Vöglein singen und zwitschern im Laube und die Sonne dringt kaum durch die dichtbelaubten Wipfel. Einen so wonnigen Ort giebt es in ganz Spanien nicht zum zweiten Male. — Von dieser Lage profitiren auch zwei Hotels, welche sich

in der Nähe der Alhambra etablirt haben, das Hôtel Washington Irving und die Siete suelos (oder seven swells, wie es die Engländer humoristisch übersetzen). Im ersteren waren wir logirt, recht gut, auch der Wirth freundlich und gefällig; das letztere scheint aber doch beliebter zu sein, und hat einen schöneren Garten. (Unsere Reisegefährten von Gibraltar, Kapitän B. und Frau, logirten dort, mit ihnen brachten wir einen Abend in diesem Garten zu) — Dieser Alhambra-Wald zeigt einmal recht, was aus Spanien gemacht werden könnte, denn er ist eine Schöpfung der Neuzeit. Nach den Napoleonischen Kriegen hat die spanische Regierung dem Herzog von Wellington als Nationalbelohnung die Alhambra zum Geschenk geboten; dies hat er ausgeschlagen, aber ein anderes Besitzthum angenommen und dafür aus Erkenntlichkeit 1810 den Alhambrahügel bewalden lassen. — Er soll auch ausdrücklich vorgeschrieben haben, daß die Bäume nicht verkauft werden dürfen, sonst würden sie längst wieder niedergeschlagen und verkauft sein.

Der Waldweg führt bergan bis vor den Haupteingang zur Alhambra, die Puerta del Juicio, oder Pforte des Gerichts. Dies ist ein mächtiger, hufeisenförmiger Bogen in einem schweren, viereckigen Thurme. Im Schlußstein des Bogens ist eine erhobene Hand gemeißelt und höher oben ein Schlüssel. Die Meinung des Volkes ist, daß die Araber damit die stolze Zuversicht ausgesprochen hätten, nur wenn diese Hand den Schlüssel ergreift, wird die Alhambra erobert werden — und in Wirklichkeit sei sie auch nicht erobert, sondern für Geld verrathen. Die richtigere Deutung scheint mir zu sein, daß der Schlüssel nach dem Koran die Weisheit bedeutet, denn mit der Weisheit öffnet Allah das Herz der Gläubigen; — und die fünf Finger der erhobenen Hand bedeuten die fünf Hauptgebote des Islam. — Dieses selbe Symbol, die erhobene Hand, sahen wir in Tanger in den Bazars der Juden an die Wand gemalt, konnten aber nicht erfahren, was es bedeuten solle. — Ist

man den Thurm passirt, so steigt man auf einen freien Platz, an dem die bedeutendsten Werke der alten Festung liegen, die Plaza de los Algibes, Platz der Cisternen. Die großen unterirdischen Wasser-Reservoire bekommen ihr schönes, klares Wasser durch eine Ableitung des Darro — die ganzen Bewässerungs-Anlagen, von denen die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes abhängt, stammen noch von den Mauren. Hier ist namentlich die Torre de Vela, der Wartthurm, von dessen Zinnen man die herrlichste Aussicht genießt — eine Aussicht, welche die Spanier „cielo abajo", „den Himmel im Thal" nennen. Man hat die Alhambra unter sich, Granada mit den umgebenden Hügeln, die weite fruchtbare Ebene der Vega, und im Hintergrunde die schneebedeckten Gipfel der vielgezackten Sierra Nevada. Der Wächter auf dem Thurme hat die Wasserleitung zu beaufsichtigen; durch Glockenschläge, welche Tag und Nacht auf eigenthümliche Weise ertönen, wird den Umwohnern das Signal gegeben, wonach sie ihre Zuleitungen zu öffnen oder abzustellen haben. Eine Inschrift auf der Plattform besagt, daß dort am 2. Januar 1492, dem 777. Jahre der arabischen Herrschaft, die Fahne der katholischen Könige aufgepflanzt sei. — In den nun bald verflossenen 400 Jahren hat sie dem Lande noch nicht viel Segen gebracht.

Dann geht man an den Ruinen des nie vollendeten Palastes Karl V. vorbei und tritt in die Höfe und Prachtzimmer der Alhambra. Eine Beschreibung will ich gar nicht versuchen — nur von den tausend reizenden Einzelheiten die eine erwähnen, daß die Badezimmer das Licht nur durch kleine sternförmige Öffnungen in der Decke bekommen. Diese sollen früher mit farbigem Glase geschlossen gewesen sein, also einen prächtigen, bunten Sternenhimmel imitirt haben. Die maurischen Herrschaften wußten zu leben! —

Doch auch die Mitwelt macht sich's bequem. Die Schildwache draußen hat das Gewehr an die Wand gelehnt, liegt

auf einer Steinbank und schläft — warum auch nicht? damit geht ja die Zeit am angenehmsten hin.

Den ersten Besuch der Alhambra hatten wir glücklich ohne einen Fremdenführer ausgeführt. Statt dessen machten wir dort die Bekanntschaft eines französischen Photographen, Mr. Manzaisse, der auf der Alhambra neben der Puerta del Vino wohnt. Selbst das leichte Gewerbe der Photographie wird in Spanien nur von Franzosen ausgeübt, die schönsten Ansichten hat J. Laurent aus Paris aufgenommen. Unser neuer Freund klagte über Mangel an Fremden in diesem Jahre, die Amerikaner seien der Ausstellung in Philadelphia wegen ausgeblieben und die Engländer seien alle hinter dem Prinzen von Wales her abgereist. Darum versicherte Mr. Manzaisse, kein Opfer zu bringen, wenn er sich uns anschlösse, und so genossen wir der Führung dieses durchaus sachkundigen und gebildeten Mannes. In der Alhambra war er ja ganz zu Haus, und bei der Wanderung in der nächsten Umgebung wußte er die interessanten und malerischen Punkte sehr gut herauszuheben. Wir besuchten u. A. eine reizende, kleine Moschee, die jetzt Privatbesitz eines Herrn Arretia in Madrid ist. Die spanische Regierung hat eben zu Gelde gemacht, was nur möglich war. Der Weg um den Alhambra-Berg hinum ist reich an romantischer Schönheit, die Mauern und Thürme sind dicht von Epheu und andern Ranken umhangen. Jeder Stein hat seine Geschichte, seine Legenden. Wir sahen auch das Haus, in welchem die Märchen der 1001 Nacht zuerst übersetzt sind, diese Gabe orientalischer Phantasie, an der wir alle uns erfreut haben. Über die Zustände in Spanien bestätigte Mr. Manzaisse so ziemlich, was wir auch anderweit gehört hatten. Die Arbeit ist dem Spanier verhaßt, zu betteln weniger schimpflich. Unser Gewährsmann hatte selbst einmal einem Bettler ein großes Geldstück geboten, wenn er ihm ein Päckchen Photographien nach Haus tragen wolle, da er selbst noch andere Wege zu

machen hatte, dies hatte der edle Don mit den Worten abgelehnt: Wenn ich um Almosen bitte, so kann man sie mir geben oder verweigern; aber ich bin niemandes Diener! — Die Leichtigkeit des Lebens bei geringen Bedürfnissen unterstützt die Unlust zur Arbeit natürlich sehr. Ein Herr aus Granada war kürzlich gekommen mit der Absicht, die Photographie zu erlernen, und hatte gesagt: Leider werde er jetzt arbeiten müssen, denn er könne nicht mehr als Rentier leben, da er sein bisheriges Einkommen von zwei Real (vierzig Pfennig) täglich eingebüßt habe — dort ist es also ein billiges Vergnügen, Rentier zu sein.

Andern Tags nahmen wir einen der Commissionäre unsers Hotels, Mr. Auguste Fillet, um Granada möglichst rasch abzustreifen. Da die Alhambra das Interesse so sehr in Anspruch nimmt, so ist man gegen Granada leicht ungerecht. Es ist mit seinen in den Romanzen und der Geschichte oft genannten Thoren (Puerta Elvira), Straßen und Plätzen (Zacatin und Bibarambla) und den schönen, breiten Baum-Alleen seiner Alameda gewiß sehenswerth. Unter dem Trottoir der Straßen rieselt Wasser, so daß die Anwohner einen Deckel von den Wasserlöchern abnehmen und dann mit kleinen Gefäßen das Wasser schöpfen können. Von alten maurischen Bauwerken ist nicht viel erhalten, Brände und andere Zerstörungen haben sehr aufgeräumt. Kirchen und Hospitäler bieten nichts Hervorragendes, die Kathedrale ist auf dem Platze der alten Moschee erbaut und enthält das Grabmal von Ferdinand und Isabelle. Ein Anschlag an den Pfeilern verbietet bei Strafe der Excommunication, in der Kathedrale spazieren zu gehen oder mit den Frauen zu reden! — da sich aber niemand daran kehrt, so dient der Anschlag nur zum Amüsement der Fremden.

In einem ehemaligen Kloster ist das Provinzial-Museum untergebracht, es enthält eine gute Sammlung von Gemälden alter spanischer Meister, die meistens aus aufge-

hobenen Klöstern stammen; vielleicht interessiren den Kunstkenner die Namen: Cotan, Raxis, Alonzo Cano, Pedro de Moya, Juan de Sevilla u. s. w. Außerdem wird aber in diesem, wie in den anderen Provinzial-Museen jetzt mit Pietät alles gesammelt, was von alten Geräthen, Zierrathen, geschnitztem Holz, bunten Fliesen, Geweben und Topfscherben zu bekommen ist, und da auf die Weise das Volk den Werth der Sachen erfährt, so dürfte die beste Zeit für Privatsammler dort auch vorüber sein. In dem Hofe des Museums, dem alten Klosterhofe, steht ein schöner Brunnen mit laufendem Wasser — von den vier Ausflußröhren war eine entzwei; aber an deren Reparatur denkt niemand. — Ein anderer Flügel des Klosters wird zu einer Gewerbeausstellung, „exposicion granadina", benutzt, die alljährlich zum fête de Dieu eröffnet wird. Hier waren so vortreffliche Arbeiten in Seidenstoffen, Geweben, Teppichen, Spitzen, Waffen, in Leder, Stein und Marmor, neben Gemälden, Büchern, Gartenmöbeln von Korkholz u. s. w. ausgestellt, daß man gar nicht glauben sollte, daß so etwas doch noch möglich sei in Spanien. Die Güte der Naturproducte, Mandelöl, Honig, Holz, Chocolade, Chemikalien, Erfrischungen u. s. w. ist in dieser freigebigen Natur weniger zu verwundern.

Wir machten uns auf den Weg zur Carthause (cartuja), die eine Strecke draußen vor dem Thore gelegen ist. Wir passirten ein Irrenhaus und ein Findelhaus; fast jede spanische Stadt hat ein Findelhaus, damit, wie man sagt, die Priesterkinder untergebracht werden können. Am Thore sahen wir eine Probe vernünftiger Markt-Polizei. Zur Controle des Brotgewichtes werden von Zeit zu Zeit unvermuthet die Zufuhren nachgewogen, das zu leicht befundene Brot confiscirt und zu Gunsten der Hospitäler verkauft. Die schönen, aber nicht vollwichtigen Weißbrote lagen an der Erde und der betroffene Bäcker ritt mit leeren Säcken auf seinem Grauthier heimwärts. Die Cartuja, die

früher sehr reich und prächtig gewesen, ist jetzt verödet, ein Priester und ein Custos verwalten sie, die Karthäuser sind ausgetrieben, die Ländereien verkauft. In dem Kreuzgange sind vortreffliche Fresken, merkwürdigerweise aus der Geschichte Heinrich VIII. von England, nämlich die Verfolgung der katholischen Kirche durch diesen König darstellend. Die rechtgläubigen Katholiken werden abgeschlachtet, oder mit Sengen, Brennen und Foltern bekehrt, accurat so schön wie in andern Ländern die Ketzer — die Bilder sollen von Cotan sein. Andere Bilder verewigen die sieben Gründer der Karthause, Päpste und Heilige, namentlich spielt der heilige Bruno eine große Rolle. Ein Bild z. B. stellt den heiligen Bruno dar, wie er am Sarge eines wiedererwachten Todten steht — dieser hat also schon einen Blick in die Ewigkeit geworfen und kann berichten, wie es hinter dem schweren, dunkeln Vorhange aussieht. Er ist im Leben ein wackerer, guter Mann gewesen, aber er mußte erfahren, daß er trotzdem verdammt sei. Wie der heilige Bruno dieses hört, da sagt er zu allen Umstehenden: Ihr sehet, daß wir von der Welt nichts zu hoffen haben! zieht sich von der Welt ganz zurück und wird so der Begründer der Klöster. — Wie alle Karthausen, ist auch diese mit allen Mitteln der Kunst und der Pracht ausgestattet, in den Capellen sind treffliche Bilder, z. B. ein Christuskopf von Murillo, und Skulpturen, z. B. ein heiliger Bruno, in Betrachtung eines Todtenkopfes versunken. In der Sakristei sind prächtige Marmortafeln aus der Sierra Nevada, Kommoden und Schränke von eingelegtem Cedernholz — es läßt sich die Pracht nicht alle aufzählen. Die Zeit, welche diesen Schmuck sich schuf, ist todt — doch in ihren Wurzeln sitzt noch zähe Lebenskraft. Soll die Zukunft wirklich auf dem alten Boden aus neuen Wurzeln neue Blüten treiben, so wird sie daraus noch viel auszuroden haben.

Das interessanteste Privathaus in Granada ist die casa de los tiros (Haus mit den Kanonen), jetzt das italienische

Consulat. Der Besitzer Marchese Pallavicini ist nämlich Erbe des Marquis de Campotejar, welcher direct vom letzten Maurenkönige Boabdil abstammt. Als Ferdinand und Isabelle Granada erobert hatten, mußte es ihnen natürlich viel werth sein, einzelne der Mauren-Ritter für sich zu gewinnen, und da dieser Campotejar sich entschloß, Christ zu werden, so wurde er nicht nur in seinem Besitz gelassen, sondern bekam noch den Generalife, einen Palast mit herrlichen Gärten in der Nähe der Alhambra, dazu. Die Casa de los Tiros hat eine interessante arabische Façade und auf dem flachen Dache ein paar sogenannte Feldschlangen, lange, dünne Geschütze, die früher wohl zur Vertheidigung mögen gedient haben, als dies Haus auf der Grenze der Stadt stand, später ist noch viel vorgebaut. Der Hausflur ist mit einem Holz-Plafond gedeckt, in welchem Drachen, Einhörner, Löwen und allerlei Fabelwesen dargestellt sind; der Plafond des Saales im ersten Stock ist aber jedenfalls ein Unicum, wie ich Ähnliches nie gesehen. Zwischen neun mächtigen Balken sind dreißig überlebensgroße Köpfe in Holz-Relief angebracht, die Porträt-Köpfe der aragonischen und kastilischen Könige und Feldherren. Mit wirklich vornehmer Würde wird das Haus bereitwillig von alten Dienern gezeigt, denen man kein Trinkgeld geben darf. Ferner wird im Consulats-Bureau das Schwert des Königs Boabdil gezeigt, dessen reiche Scheide mit Filigran und einer Mosaik von Edelsteinen eingelegt ist, auch werden dort die Karten zum Besuch des Generalife gleichfalls unentgeltlich ausgegeben.

---

15. Der Generalife.
Von Granada nach Malaga zurück.

Der Generalife (eigentlich Djennat-al-arif) war der Frauen-Palast der Maurenkönige. Da kann man voraussetzen, daß diese ritterlichen, reichen, prachtliebenden und

kunstverständigen Sultane alles aufboten, die Stätte zu einer wonniglichen zu gestalten, durch kühle, schattige, verschwiegene Wohnräume, prachtvolle Bäder, ausgedehnte Gärten, geschmückt von der ganzen Üppigkeit und Fülle der südlichen Vegetation. Die Spuren sieht man noch jetzt, noch plätschern zwei Bäche krystallklaren Wassers durch den Garten, noch winken schimmernde Blüten von Beeten und Terrassen, noch wölben sich Bogengänge und Lauben von künstlich gezogenen und zur gewünschten Form beschnittenen Cypressen, noch bietet der Altan des Hauses eine entzückende Aussicht. Wie gesagt, der Generalife ist jetzt im Privatbesitz der Pallavicini, die mütterlicherseits von dem letzten Sultan abstammen, wohl nie dort wohnen, aber doch mit fürstlicher Munificenz die Gärten in wohlgepflegtem Stande erhalten.

Ein Frauen-Palast! — Verknüpft sich doch alle Romantik stets mit den Frauen, und die Romantik verleiht auch diesem Orte den höchsten Reiz. Da stehen düster und schweigend noch die lebenden Zeugen der alten Zeit, die hochragenden, finstern Cypressen. Die älteste darunter, die Cypresse der Sultanin genannt, soll etwa tausend Jahre alt sein. Sie war also schon ein alter Baum, als die Schönste der Sultaninnen in ihrem Schatten einem ritterlichen Abenceragen ein Stelldichein bewilligte. Das Geheimnis der Liebenden wurde verrathen und der blutdürstige Sultan beschloß, mit dem einen unbekannten Schuldigen die Abenceragen sämmtlich zu vernichten. Sie wurden auf die Alhambra geladen und beim Eintreten in den noch jetzt danach benannten Saal einzeln getödtet. Sechsunddreißig fielen, die andern retteten sich. Aber mit ihnen war die Blüte der Ritterschaft Granada's, waren die tapfersten und herrlichsten Helden des Maurenkönigs gefallen, er hatte sich selbst der besten Streiter beraubt und konnte nun den Angriff der Christenheere nicht mehr bestehen; so mußte Granada fallen, Alhambra, Generalife, Albaycin zu Grunde

gehen, der König nach Afrika fliehen. Die alte Cypresse aber steht noch da grün und lebendig, sieht die Geschlechter und die Völker der Menschen kommen und vergehen und spottet der erbärmlich kurzen Fristen, in denen sich deren Leben und deren Geschichte abspielt.

Mit den stummen Zeugen aber lebt noch als beredter Zeuge die Poesie. Sie überdauert nicht nur die Generationen und die Völker, sie verbindet die Zeiten, sie verknüpft die Nationen. Ein hübsches Beispiel aus dieser Zeit ist die alte „sehr traurige Ballade von der Belagerung und Eroberung von Alhama, die arabisch und spanisch erhalten ist, deren Wirkung aber so stark war, daß sie bei Todesstrafe innerhalb Granada's von den Mauren nicht gesungen werden durfte." Alle Völker haben sie sich angeeignet, u. A. hat sie Byron englisch, Andersen deutsch übertragen, und sie wird ihren Reiz nie verlieren. Im Deutschen haben den finster-wehmüthigen Ton am besten die Übersetzer Byrons, Adolf Böttger und Ernst Ortlepp getroffen, mit Benutzung beider lautet sie:

Einstmals ritt der Maurenkönig
Durch die Königsstadt Granada,
Eilend von Elvira's Thore
Bis zu dem von Bivarambla.
Wehe mir, Alhama!

Briefe melden dem Monarchen,
Daß Alhama sei gefallen:
Schnell wirft er den Brief ins Feuer,
Mordet jenen, der ihn brachte.
Wehe mir, Alhama!

Stieg vom Maulthier auf den Renner,
Ritt auf's Neue durch die Straßen;
Durch die Straße von Zakatin
Sprengt er fort in den Alhambra.
Wehe mir, Alhama!

Augenblicklich dann befahl er
An den Thoren von Alhambra,

Daß die Schlachttrompeten klingen
Und die Silberhörner blasen.
Wehe mir, Alhama!

Als die hohlen Kriegestrommeln
Nun den lauten Lärm geschlagen,
Daß die Mauren in den Städten,
Antwort die der Eb'ne gaben;
Wehe mir, Alhama!

Sammelten sich rasch die Mauren
Unter lautem Kriegsalarme,
Einzeln kommend und zu Paaren,
Wuchsen sie zum großen Heere.
Wehe mir, Alhama!

Darauf sprach ein alter Maure
Dieses Wort dem König nahend:
„Warum rufst du uns, o König?
Was bedeutet dieses Sammeln?"
Wehe mir, Alhama!

„„Freunde, ach vernehmt die Kunde,
Eines schweren Trauerfalles,
Daß die Christen wild und muthig
In Alhama eingedrungen!""
Wehe mir, Alhama!

Darauf Alfaqui, der Alte
Mit dem langen, weißen Barte:
„Guter König, gut bedienet
Wirst du, wie du's hast verdienet!
Wehe mir, Alhama!

„Du erschlugst Granada's Blume
König, die Abenceragen,
Und von Córdova die Fremden
Nahmst du auf mit Freundesarmen.
Wehe mir, Alhama!

„Und es trifft dich nun, o König,
Dafür doppelt harte Strafe
Dich, die Deinen, Reich und Krone
Wird ein tiefer Sturz begraben.
Wehe mir, Alhama!

„Wer nicht ehret die Gesetze,
Muß durch die Gesetze fallen,
Denn es wird Granada stürzen
Und du selber mit Granada."
Wehe mir, Alhama!

So der Greis mit Feuerblicken;
Zorn entflammte den Monarchen,
Weil ihm jemand hatt' erwidert
Und ihm das Gesetz gepriesen.
Wehe mir, Alhama!

„„Kein Gesetz giebt es bei Dingen,
Die dem Könige mißfallen!""
Sprach im Zorn der Maurenkönig
Und verdammte ihn zum Tode.
Wehe mir, Alhama!

Greis Alfaqui, Greis Alfaqui,
Mit dem langen, weißen Barte,
Um den Fall Alhama's zürnend,
Läßt der König dich erschlagen!
Wehe mir, Alhama!

Und er läßt dein Haupt befest'gen
Auf dem höchsten Stein Alhambra's,
Daß du das Gesetz erkennest,
Andre bei dem Anblick zittern.
Wehe mir, Alhama!

„Bringet meine Worte weiter,
Edle Ritter, würd'ge Mannen!
Sagt, daß an dem Maurenkönig
Kein Verbrechen ich begangen!"
Wehe mir, Alhama!

„Doch Alhama drückt mich nieder,
Quält mich, meine Seele marternd,
Wenn sein Land verlor der König
Haben Andre mehr verloren!"
Wehe mir, Alhama!

„Denn der Sohn verlor den Vater,
Und das Weib verlor den Gatten,

Seine Braut verlor der Bräut'gam,
Mancher Leben, Gut und Ehre."
Wehe mir, Alhama!

„Ich verlor dort eine Tochter,
Die des Landes schönste Blume.
Hunderte und mehr Dublonen
Gäb' ich gern, sie loszukaufen."
Wehe mir, Alhama!

Als der Alte dies gesprochen,
Ward sein Haupt vom Rumpf geschlagen,
Wie der König es befohlen,
Brachte man dies nach Alhambra.
Wehe mir, Alhama!

Männer weinten, Kinder weinten,
Über den Verlust und Jammer,
Und es weinten alle Frauen,
Die in ganz Granada waren.
Wehe mir, Alhama!

Schwarze Trauertücher wehen
Um die Fenster, auf dem Walle,
Einem Weib gleich weint der König,
Der so viel verloren hatte.
Wehe mir, Alhama!

Diese unendlich wehmüthige Klage: „Wehe mir, Alhama!" lautet im Spanischen: „Ay de mi, Alhama!" — Byron übersetzt: „Woe is me, Alhama!" — Andersen: „Weh' um mein Alhama!" aber dies trifft nicht zu, denn nicht um diese eine Veste nur entsetzt sich der König Boabdil, sondern um die grause Ahnung vom schrecklichen Ende, das ihr Fall verkündet. Und als dann auch Granada verloren war und Boabdil auf dem Rückzuge am fünften Tage des ersten Rabie-Mondes 897 (1492) in Padul ankam, kehrte er seinen betrübten Blick noch einmal auf seine verlorene Stadt und weinte. Seine Mutter aber sprach: Wohl ziemt es dir, wie ein Weib zu weinen, weil du diese

Stadt nicht wie ein Mann behauptet hast! — Von der Stunde an hieß jener Ort Feg Allah huakbar — bei den Spaniern: El ultimo suspiro del Moro — der letzte Seufzer des Mauren.

So weit Poesie und Sage. In der Geschichte mögen die Dinge wohl manchmal ein anderes Gesicht zeigen. Um das Aufsuchen einer darüber etwa gewünschten Aufklärung zu erleichtern, bemerke ich nur, daß Boabdil, der letzte König, der darum mit dem größten Nimbus umgeben ist, eigentlich Muhamad Abu Abdalah el Zaquir heißt, er tritt zuerst 1484, aufständig gegen seinen Vater, als König auf. Der Fall von Alhama aber war 1482, also muß der Maurenkönig der Ballade noch Abul Hacen (Abu Hassan, der Vater Boabdils) sein. Dieser hatte zwei Lieblingsfrauen, eine maurische Sultanin: Ayesha (Aïssa), welche die Mutter Boabdil's war, und eine christliche Doña Isabella de Solis (Zoraya). Die letztere Zoraya, d. h. der Stern des Morgens, soll von unvergleichlicher Schönheit gewesen sein, und zu ihrer Partei gehörten die Abenceragen. Wenn deren Mord also schon beim Fall von Alhama beklagt wird, so kann nicht Boabdil, sondern muß sein Vater Abul Hacen deren Mörder gewesen sein.

In den Zimmern des Generalife hängen Familien-Bilder, die in mehrfacher Hinsicht Interesse haben. Da ist u. A. das Porträt von Abencelin Alnayar, dem Sohne des Boabdil (der zu den Christen überging, und Statthalter wurde) und von Abenhut, seinem Bruder — beide ganz europäische Gesichter und ritterliche Gestalten. In der äußern Erscheinung waren diese Mauren-Ritter von den edelsten Europäern nicht unterschieden. Oder im Gegentheil nur zu ihrem Vortheil, denn die Porträts von Ferdinand und Isabelle, die daneben hängen, erwecken durchaus keine große Sympathie für diese allerchristlichsten Herrscher; er schaut dumm und fanatisch aus, sie fett und bigott, mit dem Gesangbuch in der Hand.

Dem Generalife benachbart ist der Hügel des Albaycin. Dieser hat kein Wasser und trägt darum nur den genügsamen Feigenkaktus. Das ist ein Gewächs, das gar keine Arbeit, gar keine Pflege erfordert; wird ein Blatt auf den harten Weg geworfen, so wächst es an, und dabei blüht es und trägt jahraus, jahrein unzählige Früchte. Nur das Pflücken der stachlichten Frucht von dem stachlichten Dickicht macht Mühe, und es erfordert Geschicklichkeit, die Frucht von der Stachelhaut zu befreien. Dazwischen hausen im Albaycin die Zigeuner in Löchern, die in den Felsen hinein gearbeitet sind. Löcher ohne Schornstein, ohne Möbeln — ein Stück Matte genügt, oft wohnen ein paar Hühner oder Schweine mit in demselben Raume. Der Häuptling der Zigeuner, Antonio Cojon, ist Schmied, er beschäftigt viele seines Stammes und hat darum viel Einfluß und eine gewisse Wohlhabenheit.

Im Theater von Granada war die Vorstellung einer italienischen Opern-Gesellschaft mit Sr. Giraldoni und Sra. Ferni angekündigt. Die Preise waren hoch, wir mußten für den Parquetplatz etwa sieben Mark bezahlen, und doch war das Haus voll. Es wurde Linda von Donizetti gegeben und zwar recht gut. Stürmischer Applaus lohnte die Sänger, doch beiweitem maßvoller als in Italien. Am Ende des zweiten Aktes wurden Kränze, Bouquets und — lebendige Tauben geworfen, die dann ängstlich auf der Bühne hin- und herflatterten. — Zum Schluß spielte die Primadonna einen Violin-Vortrag: Souvenir de Haendel über bekannte Motive. Deutsche Musik, von Italienern in Spanien vorgetragen: — Die Musik ist international! —

Am 8. Juli mußten wir weiter, schon 4 Uhr früh ging der Zug ab, nach Malaga zurück. Die Fahrt war auch im hellen Tageslichte schön, interessant auch die Gesellschaft in der dritten Classe. Es waren lauter hübsche, fröhliche und anständige Menschen, namentlich mehrere Unterofficiere. Der Waggon war nicht stark besetzt, und es entwickelte sich

bald ein heiterer Verkehr zwischen den verschiedenen Coupés. Eine Guitarre ging von Hand zu Hand, dann sang der eine, dann der andere, dann sang ein ganzer Chor, aber immer diese wehmüthigen Mollmelodien mit einem Tremolo auf den Cadenzen. Texte konnte ich nicht verstehen, konnte auch in den Buchhandlungen kein Volksliederbuch finden. In Bobadilla ging die ganze Gesellschaft auf eine andere Linie, wir behielten das Reich allein und langten um Mittag in Malaga an.

Bis hierher hatten wir neben dem in Bayonne eingewechselten spanischen Gelde auch immer französisches Geld ausgeben können; in der großen See- und Handelsstadt Malaga weigerte aber sogar das Comptoir der nach Marseille fahrenden Dampfer die Annahme der Napoleons — und in der großen Handelsstadt Malaga existirt kein Geldwechsler. Mit Hilfe des deutschen Consuls machten wir ein Handelshaus ausfindig, das französisches Geld suchte, also zum Einwechseln bereit war; aber unter dem spanischen Golde, das sie uns geben wollten, waren falsche Stücke! — So mußten wir schließlich froh sein, mit schwerem Silbergelde abzuziehen. — Gleichfalls vergeblich suchte ich hier und in den folgenden großen spanischen Städten nach einem Skizzenbuche, oder nur einer Art von Album mit unliniirtem Papiere — es war nichts dergleichen zu haben; nur Schreibbücher für Kinder mit Linien. — Doch bekamen wir in Malaga wenigstens Briefe und einen ausgezeichneten Tropfen Wein. Ein halb und halb von „Dulce" und „Secco", wie wir dort unter Führung unseres Bootsmannes vom Faß genossen, dürfte sich schwerlich in Flaschen irgendwo finden lassen. Unser alter Marinero ruderte uns dann an Bord des Dampfers Luis de Cuadra, und bald verschwand Malaga mit seiner Kathedrale und dem weiten Cirkel von Hügeln und freundlichen Villen im Hintergrunde.

16. Almeria. Cartagena. Das Palmenland Murcia und Elche.

Die Mittelmeerdampfer, welche zwischen den Haupthäfen coursiren, fahren stationsweise, von Malaga nach Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia, Barcelona, Marseille, und ist deren Benutzung für den Touristen angenehm, da meistens die Nacht zur Fahrt benutzt wird und der größte Theil des Tages an Land zugebracht werden kann. Wir trafen sehr stille, ruhige See, und unser Luis de Cuadra fuhr wohlgemuth an der Küste hin — farbenreicher Sonnenuntergang — freundlicher Vollmond — einige Stunden Schlaf und jähes Erwachen beim Niederrasseln der Ankerketten — wir waren in Almeria.

Die Erscheinung der Südhäfen hat viel Gemeinsames. Die weiße Stadt in einem langen Küstenstrich von üppigem Grün, dahinter Berge mit Festungswerken, Thürmen, krenellirten Mauern und in weiterer Ferne die trostlos öde, zerrissene, bizarr ausgezackte Sierra. Almeria, so ganz abseit von der Weltstraße, so wenig genannt, übertraf aber doch unsere Erwartung. Es hat ein freundliches, großstädtisches Ansehen, eine sehr schöne Alameda, große Cafés und vortreffliche Hotels. Die Julisonne braunte mit einer Macht, wie wir sie außer in Cadix noch nicht erfahren hatten; aber die Seebäder waren noch nicht geöffnet. Der Spanier hat kein Bedürfnis zum Baden, man sagt, daß vor Jahrhunderten die Christen das Baden perhorrescirt hätten, weil es eine religiöse Vorschrift der Mauren war, und so baden die Nachkommen jetzt nicht, aus ererbter Abneigung. Doch das Hôtel de Paris trägt den Fremden Rechnung, wir fanden dort sehr angenehme Bäder und ein opulentes Frühstück, und als wir letzteres bezahlen wollten, hatte ein Reisegefährte vom Dampfer, ein junger Spanier aus Granada, das schon besorgt. Wir konnten ihn mit keiner Macht zur Annahme des Geldes bewegen und,

da unsere Touren auseinander gingen, auch keine Gelegenheit zur Revanche finden, wir mußten es uns also gefallen lassen und hatten uns nicht einmal die Namen genannt! — Unserm Gefühl ist das unangenehm; aber es liegt unverkennbar ein nobler und romantischer Zug darin. — Um vier Uhr setzte der Dampfer seine Fahrt fort.

Als am frühen Morgen des 10. Juli die Anker niederrasselten, lagen wir vor Cartagena. Der Hafen ist von einem Kreise wildgezackter Berge umgeben, von einer Citadelle vertheidigt, doch verkünden neben den Festungsbauten auch ragende Fabrikschornsteine die Bauthätigkeit unseres Jahrhunderts. Wir nahmen auf fünf Tage Abschied von unserm Dampfer, trugen unsere Bagage (spanisch: equipaje) nach dem Bahnhof und wanderten dann durch das Festungsthor in die Stadt. War Almeria still und vornehm erschienen, so war Cartagena lebendig, volkreich, die Straßen eng, aber voll regen Verkehrs. Wir kauften hier die ersten Trauben, sonstige Früchte, namentlich Tomaten waren von besonderer Größe und Schönheit. Die Sonne schien wieder mit einer Kraft, als ob glühende Pfeile entsendet würden, und wir versuchten daher, ob die Seebäder offen wären — und: Wunder über Wunder! sie waren zwar noch nicht ganz eingerichtet, aber doch schon zu benutzen. Wir erkundigten uns nach dem Preise incl. Handtücher 2c., bezahlten das Geforderte nebst gutem Trinkgeld und nahmen ein wonniglich erquickendes Bad. Beim Fortgehen wurden wir aber in eine Bude gerufen und mußten nochmal bezahlen, auf welchen Rechtstitel ist mir nicht klar geworden. Vergebens sagte mein Gefährte im edelsten Castilianisch: solche cosas d'España wären ihm aber noch nicht vorgekommen! — Wollten wir nicht durch kochende Zornesglut die ganze Erfrischung des Badens wieder einbüßen, so blieb nichts übrig, als den Beutel zu ziehen und sich prellen zu lassen. — Dann suchten wir den Rückweg möglichst an der Schattenseite der engen Straßen und früh-

stückten in einem Café „choccolata y tostada". — Tostada ist geröstetes Brot, der toast der Engländer; sollten diese ihre nationale Brotrösterei in Spanien gelernt haben? oder haben sie sie in Spanien importirt? Vielleicht beschäftigt sich mal ein Culturhistoriker der Küche mit dieser Frage.

Mit dem nächsten Zuge machten wir uns auf die Fahrt nach Murcia.

Wir hatten uns ein leeres Coupé ausgesucht und harrten der Abfahrt. Da erschien ein Haufen Männer und Frauen als Begleiter eines Freundes, der abreisen wollte und in unser Coupé stieg. Es war ein großer, schön gewachsener Mann, in der Volkstracht, mit seidener Leibbinde, aber ganz gegen die spanische Sitte sehr gesprächig und anscheinend, noch mehr gegen alle spanische Sitte, ein wenig angetrunken. Addios, addios Cayetano! riefen ihm alle zu, Addios! Noch ein allgemeines Händeschütteln aus dem Waggonfenster — und der Zug fuhr ab. — Cayetano begrüßte uns, seine Reisegefährten — und sehr zur Unbehaglichkeit meines reservirteren Freundes war ich sehr rasch mit ihm auf dem besten Fuße. Alles zu verstehen, was er erzählte, war natürlich unmöglich, doch wurde mir so viel klar, daß er ein Communisten-Chef von Cartagena sein konnte, und daß er erzählte, er habe bei der Vertheidigung von Paris unter der Commune gekämpft, sei gefangen, zum Tode verurtheilt, aber glücklich gerettet. Jetzt reiste er nach Madrid und stellte uns sein Haus ganz zur Verfügung — dies letztere ist, glaube ich, eine gängige spanische Höflichkeitsformel. Und wie die Männer auf dem Rütli sagten: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! so sagte ich: No Español, no Ingles, no Frances, no Aleman — seamos todos hermanos! — Nicht Spanier, Engländer, Franzose oder Deutscher: wir wollen alle Brüder sein! — Wir schüttelten uns kräftig die Hände, dann kletterte Cayetano in ein anderes Coupé, und da er

dort anscheinend weniger brüderliche Gesinnungen fand, so setzte er sich in die Ecke und schlief ein. Ich habe meinen Bruder nicht wieder gesehen.

Wir kamen in Murcia so zeitig an, daß wir noch die ganze Stadt durchstreifen konnten. Einst die Hauptstadt eines blühenden, volkreichen, arabischen Königreiches, hat Murcia noch einen vornehmen, großartigen Stil bewahrt, ist aber still, wenig bevölkert. Die Erscheinung und Tracht der Einwohner erinnert noch an die alten Zeiten, die Männer tragen Sammtjacken, rothe Leibbinden, Sandalen und eine bunte Decke über die Schulter — die Frauen zeichnen sich durch volle, runde Formen und eine eigenthümliche echt südliche Schönheit aus. — Die Kathedrale ist ein Bauwerk in verschiedenen Stilen und mit allerlei bunter Ornamentik — imposant ist der Glockenthurm, ähnlich der Giralda in Sevilla. Der Rundblick von der Plattform des Thurmes ist interessant, man hat ganz Murcia unter sich und den großen Garten, die huerta, welcher es in weitem Bogen umgiebt und dann von einem Umkreise hoher Bergketten eingefaßt ist. Hier fängt schon der wirklich afrikanische Theil von Spanien an, die Palme ist nicht mehr eine einzelne Erscheinung, sondern bildet einen wesentlichen Theil der Landschaft, und dazu spendet in der gut bewässerten Huerta die Natur mit vollen Händen ihre schönsten Gaben. Trauben, Feigen, Orangen, Citronen, Granaten, Maulbeeren in üppigster Fülle und darunter das herrlichste Getreide. In der Stadt sahen wir mehre merkwürdige Häuser mit mächtigen Wappenschildern in Stein gehauen, das eine mit zwei wilden Männern als Schildhalter. In dem bischöflichen Palast ist eine Kaserne eingerichtet.

Den schönen Abend genossen wir auf den Promenaden Paseo Malecon, Glorietta und el Carmen. Hier lag eine Capelle, welche im hellsten Lichterglanze strahlte, der Priester las die Messe, die Thüren waren weit geöffnet und bis weit auf die Promenade hinaus knieten die Andächtigen im

Gebet. — Der wonnige Abend, die schönen Baumformen, die sich schwarz vom klaren Himmel abhoben, der Lichterglanz, die knieende Menge — es stimmte alles zur Andacht, und wir saßen lange in den Anlagen des anstoßenden Parkes und dachten schweigend an die ferne Heimat.

Dann kehrten wir in unser Hotel, die Fonda Padron in der Calle al Jezares zurück. Es ist ein vortreffliches Haus, so ein Haus von altem Schrot und Korn, wie man in Deutschland sagen würde, wie noch manchmal in alten Städten aus den patriarchalischen Zeiten sich erhalten hat. Wir hatten ein großes, luftiges Zimmer und treffliche Betten, doch zum ersten Mal in Spanien konnte ich nicht einschlafen. Es war zu heiß und die Mücken zu lästig. Spät kam der Mond herauf und ich stand leise auf und hüllte mich in nasse Handtücher; die Mücken feierten Orgien auf Gesicht und Händen meines Freundes. Endlich, endlich schlief ich auch noch ein Stündchen, und um sechs Uhr saßen wir in der Diligencia, die über Orihuela und Elche nach Alicante fährt.

Wir hatten glücklich die Sitze vorn, hinter dem Postillon erobert. Dieser, der Mayoral, hieb auf seine vorgespannten zwölf Pferde und in rasendem Galopp ging es durch die Straßen hinaus in die grüne Huerta. Neben dem Mayoral sitzt sein Bursche, der Zagal, der bei der geringsten Unordnung in dem Gespann abspringt und mit Zuruf, Schlägen oder Steinwürfen die Thiere im Feuer und Gehorsam hält. Streckenlang läuft er neben den Pferden, schwingt sich dann in voller Fahrt wieder auf den Bock und wieder hinunter, und der Mayoral wird seinerseits nicht müde, die einzelnen Thiere bei Namen zu rufen und anzufeuern. So geht's wie die wilde Jagd vorwärts; übrigens war die Straße ganz entgegen den früheren Beschreibungen im besten Stande; die Wegarbeiter, peones camineros, wohnen in einer Art kleiner Kasernen am Wege — dies muß eine neue Einrichtung sein; daß das Material

kalkhaltig und daher furchtbar staubig ist, läßt sich nicht ändern. An der Grenze der Huerta ragt steil und schroff der Monte Agudo empor, auf dem Gipfel die Ruinen eines Kastells. Dann wechselt öde Wildnis von Cactusfeigen mit Feldern, Gärten und kleinen Orten, bis Orihuela in der fruchtbarsten Ebene erscheint, wo frische Pferde vorgespannt werden. Die Palmen werden immer häufiger, die Männer tragen nur noch Hemden oder Kittel mit Leibbinde, Sandalen und Filzhut, endlich gegen zwölf Uhr erscheint eine freundliche Stadt mit einer Kuppel von blauen Fliesen, es ist aber noch nicht Elche, sondern Crevillente. Auf dem Markt sind mehrere Orchaterias, Locale, wo ein erfrischendes Getränk, Orchata de Chufas, verzapft wird, das ähnlich wie Mandelmilch schmeckt. Noch eine Stunde und eine prächtige Kuppel von glänzenden, blauen Fliesen mit vergoldeten Rippen dazwischen, die eine ganz arabische Stadt von fensterlosen, weißen, würfelförmigen Gebäuden überragt, und rings mächtige Palmen, so weit das Auge reicht, verkünden, daß Elche erreicht ist.

Es wird behauptet, daß Elche ganz den Eindruck mache, wie die Oasen in der Sahara — ich kann darüber nicht urtheilen, glaube es aber gern. Wir stiegen in der Fonda de Tadea ab, säuberten uns vom dicksten Staube und wurden sofort zum Almuerzo gerufen. Für mich waren Garbanzos vorhanden, das sind die landesüblichen dicken Erbsen, Salat von Tomaten, Gurken, Zwiebeln und frischen Schoten des spanischen Pfeffers (pimiento), und natürlich Obst. Tischgesellschaft waren ein Agent in Singer'schen Nähmaschinen und zwei spanische Herren, deren einer sich erkundigte, ob denn die Deutschen auch an die heilige Jungfrau glaubten. — Da wir mit der zweiten Kutsche von Murcia noch mit nach Alicante wollten, so hatten wir keine Zeit zur Siesta, sondern wanderten in voller Mittagshitze hinaus. Keine Seele war auf den Straßen, doch stöberten wir in einem Hause der Kirche gegenüber einen Burschen

auf, der uns gegen ein Trinkgeld die Schließerin holte. So erstiegen wir die hundertsechsundsechszig Stufen des Thurmes und übersahen unsere Oase. Der Palmenwald schließt Elche vollständig ein, wo die Straßen, oder Häuser, oder Höfe aufhören, da fangen die Palmen an — und was für Palmen! — Schönere findet man in Europa wenigstens nicht. Ob nun im Ganzen 8000 Stämme vorhanden sind, oder 40,000, worin die Beschreibungen differiren, das haben wir nicht nachgezählt.

Die Behauptung, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandele, hat sich bei uns nicht bestätigt. Wir haben den Palmenwald nach mehreren Richtungen durchstreift; aber aufrichtig gesagt wird er bald langweilig. Da ist kein Schatten, wie in unseren Wäldern, sondern das Erdreich ist zerrissen und geborsten von Hitze, aber sorgfältig kreuz und quer mit Bewässerungsgräben durchzogen. Einzelne Felder, oder Gärten mit weißgetünchten Häusern liegen zerstreut dazwischen, und Seiler haben ihre Seilerbahnen darin. Ein Junge kletterte wie eine Katze an einem Stamm hinauf und warf uns Datteln herunter, die aber nicht ganz besonders waren. Die Haupt-Einnahme liefern die Palmen durch ihre gebleichten Zweige, die zu Ostern durch ganz Spanien verschickt und eifrig gekauft werden. An den Balcons und sonst an den Häusern fast aller spanischen Städte sieht man die geweihten weißen Palmenzweige von Elche, sie schützen das Haus vor Blitzschlag und Brand. — Vorsichtige Leute assecuriren aber trotzdem. — Palmenstöcke sahen wir in ganz Elche nicht zum Verkauf ausgestellt, durch unsern Wirth trieben wir einige auf, mußten aber unverhältnismäßige Preise zahlen.

Elche müßte richtig Eltsche ausgesprochen werden, die Einwohner sagen aber Elze, ganz wie unser Elze ausgesprochen wird. Eine der nächsten Stationen heißt Elda — ist das nicht unser Eldagsen? — Eine andere heißt Sax — ist das nicht unser Sachsa? — Doch weiter

— zwischen Elche und Elze liegt noch ein gut Stück Weges.

Man machte es uns ziemlich unwahrscheinlich, daß die Kutsche Platz haben werde, damit wir uns zum Bleiben entschließen sollten. Wir waren aber im Gegentheil entschlossen, im Nothfall zu Fuß nach Alicante zu gehen. Die Kutsche kam um sieben Uhr, Plätze waren frei, und so sahen wir bald die Palmen von Elche aus der Ferne graziös vom dunkelrothen Abendhimmel sich abheben. Um neun Uhr waren wir in Alicante in der Fonda Bossio, promenirten auf der Alameda und gingen dann zur Ruhe.

Am 12. Juli hatten wir fast zwölf Stunden ununterbrochene Eisenbahnfahrt. Hier im Süden übereilen sich die Züge nicht, doch ist auch, abgesehen von der Hitze, das Fahren ein Genuß. Alte Felsenburgen und Castelle halten die romantische Stimmung lebendig, die gut bebaute Gegend versöhnt mit der Gegenwart. Streckenweise fuhr der Zug factisch durch Orangenhaine, der rothe Boden war gut bearbeitet und bewässert, an den Bahnhöfen auch wieder Obst zu kaufen; — dann reiht sich Stadt an Stadt, alle mit hübschen Kirchen, alles hat einen reicheren, frischeren Anschein, als man sonst in Spanien gewohnt ist, und so kommt man gegen Abend nach Valencia.

---

17. Valencia. Barcelona.

Valencia del Cid — Valencia, Stadt und Königreich, die der Cid von den Mauren erobert mit dem Gelde, das er gegen sehr zweifelhafte Sicherheit von den Juden geliehen, und wo er dann mit königlichen Ehren residirt, Valencia ist auch die Todesstadt des Cid.

Tausendhundert zweiunddreißig
Am dreizehnten Tag des Maimonds
War es, als der gute Feldherr
Von Vivar die Welt verließ.

Wie seine Augen brechen und man die Eisenstimme kaum noch verstehen kann, verlangt er seinen Freund Babieça, sein Roß, noch einmal zu sehen. Babieça kommt, sieht seinen Freund auf dem Sterbelager und

— steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm:
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Dann werden Drommeten und Trommeln gerührt und der balsamirte Cid mit dem Schwert Tizona in der Hand auf sein Roß Babieça gesetzt und mit tausend Reitern hinausgeführt zum Kampfe gegen Bucar, der mit sechsunddreißig Mohrenkönigen Valencia belagerte. Alvar Fañez stürzt sich wüthend auf die Mauren, die sich fliehend in die Schiffe werfen, wobei noch zehn Tausend ertrinken.

Also siegt auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid. Gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber;
Auch der Ärmste wurde reich.

Es war schon Abend, als wir in Valencia anlangten, so müssen die romantischen Erinnerungen an Stelle neuer Beobachtungen treten. Das jetzige Valencia ist eine lebendige, wohlhabende Großstadt, die Hauptstraßen: Calle de Caballeros und Calle del Mar allerdings enger als angenehm scheint, doch aber mit Pferdebahn versehen. Die hübsche Promenade Glorietta muß für die Enge der Straßen entschädigen; der Hafen Grao ist noch dreiviertel Stunden entfernt, man fährt mit Eisenbahn oder in zweirädriger Tartana dahin. Die Post wird Abends acht Uhr geöffnet, was in unserm Fall recht gut paßte. Die größte Lokalzeitung „El mercantil Valenciano“ brachte an der Spitze der Nummer vor dem Leitartikel den Speisezettel

„Menu de la comida“ des Gran restaurant del Mar für den nächsten Tag, Preis des Couverts: fünf Peseta. — Wenn ich aus diesem kleinen Zeichen schließen darf, daß der Sinn der heutigen Valencianer mehr auf das Materielle, als auf das Romantische gerichtet ist, so will ich, in den Genius loci eingehend, berichten, daß auch wir in unserer Fonda Madrid recht gut speisten und hier die ersten Melonen bekamen. In einer Buchhandlung fragte ich wiederum vergebens nach einem Volksliederbuche, sah aber mit Interesse, wie der Herr College seinen neuesten Catalog versandte. Von den dazu nöthigen Marken (Sellos) kosten sechsundzwanzig ein Kupferstück, also nur etwa den zehnten Theil unserer billigsten Streifbandmarke von drei Pfennig. Da sind wir also noch nicht an der Grenze der Billigkeit angelangt. Wir beschlossen den Abend bei einer Tasse cafe negro im Café Suizo — merkwürdig, daß die Schweizer die Hôtelliers und Cafétiers der ganzen Welt sind.

Früh am andern Morgen, 13. Juli, mußten wir weiter, um abermals dreizehn Stunden im Bahnzuge abzusitzen. Die Bahn von Valencia über Castellon und Tarragona nach Barcelona durchschneidet eine der bevölkertsten und wohlhabendsten Gegenden von ganz Spanien, und doch fährt auf der Strecke bei Tarragona nur ein einziger Zug den ganzen Tag. — Da bleibt wenigstens die Wahl erspart. Während der Morgenstunden durchfuhren wir eine gartenähnliche Gegend, fast so schön und reich, wie am vorigen Tage, und doch war auf den Bahnhöfen nicht mal Obst zu kaufen. Erst in Tortosa, Mittags zwölf Uhr, waren Provisionen zu haben. Öfter tritt die Bahn dicht an die Küste und frische Seeluft mildert dann die Hitze. — Männer, die mit uns fuhren, schienen entlassene Soldaten zu sein, sie trugen seidene Tücher um den Kopf gebunden und hatten ihre Papiere in einem Futteral, das an sehr hübschen seidenen Bändern, meist roth oder grün mit weißen

Mustern darin, umgehängt war. Sie sangen eintönige Lieder in denselben klagenden Tönen, die uns nun schon seit Madrid verfolgten; die einzigen Textworte, die ich zu verstehen vermochte, waren „Los Carlistos no son hombre — e — e — es“ (die Karlisten sind keine Menschen), jede Zeile endet mit einem tremolando auf a, ai, o u. s. w. — Wenn also Goethe von Spanien, als „dem schönen Land des Weins und der Gesänge“ spricht, so ist zwar von beiden die Quantität groß, an die Qualität darf man aber die Ansprüche nicht zu hoch schrauben.

Tarragona liegt am Meer auf Felsen, in welche die Bahn hinein geschnitten. Hier beginnt als Kopfbedeckung der Männer die lange, catalonische Mütze von dickem, rothem Tuch, deren langes Ende auf dem Kopfe zusammengelegt wird. Die Bahn geht große Strecken am Meere hin und die Gegend bekommt eine immer freundlichere Erscheinung. Ort reiht sich an Ort, einzelne Städte liegen auf Bergeshöhen, die Berge sind bewachsen, man sieht sogar wieder Wald. Trotzdem verkünden aber die vielen trockenen Flußbetten, welche die Bahn überschreitet, daß es mit der Wald- und Wasser-Ökonomie doch nicht richtig bestellt ist. Bei Martorell ist man dem berühmten Montserrat mit seinem Felsen-Kloster am nächsten; wir mußten uns genügen lassen, die Umrisse von ferne zu sehen. — Bei San Feliu erscheinen Fabrik-Schornsteine, das Land ist gut angebaut, die Orte bilden fast eine ununterbrochene Reihe bis Barcelona. Hier hatten wir unsern Dampfer Luis de Cuadra wieder eingeholt und waren also sicher, am folgenden Abend nach Marseille abdampfen zu können.

Also noch einen Tag auf spanischem Boden; oder vielmehr auf catalonischem, denn der echte Catalonier will nur Catalonier sein, nicht Spanier. Der König von Spanien ist Graf von Catalonien, seinen Palast in Barcelona hat man liebenswürdigerweise niedergebrannt, und das neue spanische Kupfergeld, die Centimos, nimmt man gar nicht,

das Volk rechnet und zahlt nur in catalonischen Cuartos. Wir gingen in die uns empfohlene Fonda de las cuatro naciones, ein unbehagliches, großes und vornehmes Haus, theurer als alle bisher in Spanien besuchten. Gegenüber liegt Fonda del Oriente, welche empfehlenswerther ist, schon weil im Café derselben die Kölnische Zeitung ausliegt, und es ist doch immer eine Freude, wenn man in fremden Landen eine deutsche Zeitung findet.

Barcelona ist eine wirklich großartige Stadt und erinnert in mancher Beziehung an Paris. Die Hauptstraße, die Rambla (ein altes Flußbett) ist von herrlichen hohen Baumreihen beschattet und führt direct zu dem Hafen. Schöne Kaufläden, hohe Häuser, weitläufige und elegante neue Stadttheile, alles ist nach großartigem Zuschnitt, und diesem Zuge zum Großen entsprechend, nennt sich eine Brauerei, die natürlich von Deutschen angelegt ist, „Cervezeria de dos mondos" d. h. Brauerei zweier Welten! — Und wie in diesem merkwürdigen Lande so viele Widersprüche neben einander liegen, so war es dabei möglich, daß auf der Post die postlagernden Briefe seit acht Tagen nicht eingetragen waren; hier war nämlich die Einrichtung so, daß in einer Liste nachgesehen werden mußte, ob Briefe da waren — wie dabei die Adressen corrumpirt wurden, kann man sich denken! In den Bureaustunden von 9—12 und 4—6 Uhr saßen zwei oder drei edle Dons bei einander, rauchten ihre Cigarillen, unterhielten sich und ließen das Publikum nach Belieben warten. Ein alter Franzose war wüthend, daß er nun schon drei Tage käme und nichts über seine Briefe erfahren könne. Wir verlangten die Lista selbst einzusehen, und da war sie denn auch wirklich am Nachmittage eingetragen, und wir erhielten unsere Briefe.

Im Café Oriente, bei der Kölnischen Zeitung, redete uns ein Landsmann an, ein deutscher Sprachlehrer, Herr Samuel Lutzen. Viel war uns an seinen offerirten guten Diensten nicht gelegen, doch war es immerhin ganz ange-

nehm, sich rascher orientiren zu können, und da er schließlich beim Scheiden mit einem geringfügigen Honorar für seine uns geopferte Zeit sehr zufrieden war, so zähle ich doch diese Begegnung zu den angenehmen der Reise und will gern das Versprechen halten, den Herrn hiermit reisenden Landsleuten zu empfehlen. Er ist im Café Oriente stets zu erfragen.

Über Barcelona erhebt sich auf ziemlich steiler Bergeshöh das Fort Monjuich. Wir wollten jedenfalls den Abendblick von oben genießen und waren falsch berichtet, daß dazu eine Erlaubnis zum Besuch des Forts nöthig sei. Zur Erlangung dieser Erlaubnis wurden wir zuerst zum Capitanero (Stadt-Commandantur) gewiesen, von dort zum Gobierno Militar (Militär-Verwaltung), und hatten die Ehre, mit verschiedenen Officieren zu sprechen, von denen aber keiner der zuständige sein wollte, und auch keiner ein Wort französisch verstand! — Wir wanderten dann in Gesellschaft des Herrn Samuel Lutzen den Berg hinauf und fanden, daß eine Erlaubnis ganz unnöthig war, denn erstens liegt auf halber Höhe ein besuchtes Restaurant „Belvedere visto alegre“, und zweitens hat man oben am Fuß der Mauern des Forts accurat denselben Fernblick, als vom Fort selbst. Der Blick auf Barcelona, den Hafen und die ganze, anmuthige Küstenlandschaft ist im höchsten Grade lohnend.

Die Erzählungen des Don Samuel bestätigten abermals, was wir über spanische Verhältnisse bislang gehört. Alle öffentlichen Zustände sind grundfaul, alles ist käuflich, die Justiz ist käuflich, die Regierung und die Eisenbahn-Gesellschaften bezahlen nicht, notorische Falschmünzer sind angesehene Leute u. s. w. Hier in der Nähe von Frankreich tritt auch die Antipathie gegen die Franzosen wieder zu Tage, und mit vielem Behagen erzählte Don Samuel eine Anekdote, daß nach einem Kriege Gefangene ausgewechselt werden sollten, die Franzosen hätten aber keine gefangenen Spanier gehabt, da hätte der General Campos Sagraros

fünfhundert gefangene Franzosen gegen fünfhundert fette Schweine ausgewechselt, und da auf catalonisch Gabatsch „ein Franzose" hieße, so hätte man noch das catalonische Sprichwort „Passa Gabatsch, passa porc."

Es war dunkel geworden, wir kehrten um und wanderten noch einmal die Rambla auf und ab, um dann an Bord zu gehen. Unsere Taschen standen gepackt im Hotel, und da wir auf die Weise etwas über vierundzwanzig Stunden dort gewesen waren, forderte der Gauner von Oberkellner den Betrag für volle zwei Tage. Wir waren aber nicht so grün, sondern zahlten den bedungenen Preis für einen Tag und gingen. — Ich hatte versäumt, mich am Tage mit etwas Obst für die Seefahrt zu proviantiren, ging also dicht am Hafen vor eine Bude, kaufte ein paar Orangen und nahm die zunächst liegenden kleinen. Da sagte die Obstfrau: Hier sind größere, die sind besser. Ich steckte die größeren bei und fand dann auf dem Schiffe, daß es halbfaule waren. „Dies sei mein letzter Betrug", sagt Don Carlos, — dies war auf dem letzten Schritt die letzte Prellerei. — Durch solcherlei kleine Lokaltöne darf man sich das grandiose Bild einer Reise durch Spanien nicht trüben lassen.

In den Hafen von Barcelona hat man die Abzugskanäle und Kloaken der Stadt geleitet, welche nun die Luft in weitem Umkreise verpesten. Unser Luis de Cuadra lag ziemlich weit ab, und doch profitirten wir noch davon und waren froh, als wir in Fahrt waren.

Am andern Morgen lagen wir auf der Rhede von San Feliu de Guixols, hier wurde eine Ladung Korkholz ausgeladen und andere Ballen für Marseille eingeladen, wir hätten also Zeit gehabt, nochmal in Spanien zu landen und ein paar Stunden in San Feliu zuzubringen. Wir verzichteten darauf und ließen uns genügen, den netten kleinen Ort von Bord aus anzusehen. Da unsere Reisegesellschaft aus Franzosen und Italienern bestand, so

war auch mit eins die spanische Sprache verklungen, und wenn auch noch einige Stunden die Fahrt an der spanischen Küste entlang ging, so konnten wir jetzt doch sagen: Spanien ade! —

Ebenmäßig ruhige, angenehme Fahrt den Tag über und die Nacht, und als am Morgen früh das bekannte Geraffel der Ankerketten die Schläfer in den Kojen weckte, lag der Mastenwald eines kolossalen Hafens um uns her und von den breiten Quais schauten die hohen Häuser von Marseille herüber. Da es so früh am Morgen war, mußten wir zwar in der Douane etwas warten, wurden dann aber rasch und höflich abgefertigt und fuhren mit einem Reisegefährten in das Hôtel des négociants am Course. (Besonders behaglich ist dies Haus nicht, das Hôtel du petit Louvre, rue Cannebière, wird als besser empfohlen.)

---

18. Marseille. Nîmes.

Marseille ist aber doch noch ein anderer Platz wie Barcelona! — Überhaupt, das muß man den Franzosen lassen und das empfindet man lebendig, namentlich wenn man aus Spanien kommt, das ganze Leben hat in Frankreich eine gewisse liebenswürdige Eleganz, und ein gewisser großer Zug geht durch alle Verhältnisse. Allerdings hat auch die Natur für Marseille viel gethan und schon der Hafen bietet eine günstige Formation. Wie ist das aber auch alles benutzt! Die langen Quais, über welche die Cliverbäume der Schiffe ragen, die Unzahl Dampfboote, die großen Seedampfer geben ein Bild des regsten Verkehrs. Die Straßen sind breit, aber mit schattigen Baumalleen nach allen Richtungen hin durchzogen, — Pferdebahnen, Omnibus, Fiacres sind munter im Gange, — auf dem Course werden Zeitungen dreier Länder zum Verkauf ausgerufen, von den lokalen schienen le petit Marseillais

à 5 cent. und L'Egalité de Marseille à 10 cent. die gängigsten zu sein, — Blumenverkäuferinnen thronen in erhöhten kleinen Kiosks, umgeben von den prächtigsten Bouquets, — und in den großen, eleganten Cafés verkehrt eine bunt wechselnde Menge.

Die Mairie ist ein neues Gebäude mit reicher Renaissance-Façade, mit Statuetten verziert — auch das Palais de Justice ist neu, davor steht ein Monument A. Berryer's von 1875. — Der Prado ist eine Allee von vier, auch sechs Reihen schöner Linden, über eine Stunde lang, endet bei einem Vorstädtchen am Meeresufer. Pferdebahn und Omnibus befördern in ununterbrochenen Reihen die Massen erquickungsbedürftiger Menschen hinaus, die dort baden, in den Erfrischungsgärten verschwinden oder am Ufer zu fröhlichem Piknik sich lagern. — Hoch über Prado und Stadt, mit unbegrenztem Blick über Hafen und Meer liegt auf steiler Höhe die Kirche Notre Dame de la Garde, und wer da unten gesündigt, der pilgert hinauf und holt sich Vergebung. Die frommen Väter oben sollen vielen Zuspruch haben.

Marseille hat ein Museum, dem sich nach günstiger Lage und geschmackvoller Anlage so leicht kein zweites an die Seite stellen kann; das Gebäude heißt Palais de Longchamps oder Chateau d'Eau. Man denke sich in imposanter Höhe über dem Niveau der Straßen ein halbkreisförmiges Schloß, zu dem breite Wege und mächtige Treppen hinanführen. Den Zugang flankiren vier Postamente mit Steingruppen von Löwen und Tigern, um die Bestimmung zu kennzeichnen. Das Centrum des Bauwerkes oben ist eine monumentale Gruppe von drei Wassergöttinnen über vier colossalen Stieren thronend, zwischen denen eine mächtige Wassermasse in Cascaden und über Terrassen herunterstürzt, um unten ein weites, von schönen Anlagen umgebenes Bassin zu füllen. Dazu dient der Fluß Durance, der schon unter Louis Philippe hergeleitet ist, das Gebäude

ist später vollendet. Hinter der obern Cascade mit den Wassergöttinnen schwingt sich eine offene Säulengalerie herum, die dann zu beiden Seiten durch verbindende Thüren in die Schloßflügel übergeht. Die Flügel enthalten an der einen Seite das Museum der bildenden Künste, an der andern das Museum der Naturgeschichte. Letzteres ist gut geordnet, namentlich an Versteinerungen, Fischen u. dgl. reicher, wie viele andere; die obern Wandflächen sind mit Fresken geschmückt, die Vulcane, Gletscher und geologische Landschaften darstellen. Im Treppenhause sind zwei Fresken, die „Marseille als griechische Colonie" und „Marseille als Pforte des Orients" darstellen, als Kunstwerke aber nur schwach sind. Dagegen hat die Gemälde-Galerie vieles Werthvolle. Bei der Aufstellung ist die Ecole Provençale und Ecole Française getrennt. Die Hauptbilder der ersteren datiren vom Beginn des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit; Emile Loubon war 1846—1863 Director der Kunstschule zu Marseille. Porträts und Landschaften waren zumeist vertreten. — Als Merkwürdigkeit ist wohl ein Bild zu nennen: René d'Anjou, König von Jerusalem und Sicilien, Graf der Provence, malte sich selbst 1448. — In der französischen Schule waren mehrere große historische Bilder: Féron, Zug Hannibals über die Alpen — Lebrun (um 1650), Alexanders Einzug in Babylon — Debon (um 1850), Tod Attila's bei Chalons u. s. w. — Namentlich sei ein Bild im Kaulbach'schen Geiste erwähnt, von Aug. Glaize, le Pilori. In dessen Mitte stehen Christus und Sokrates neben einander, neben Letzterem gruppiren sich Aeschylos, Hypatia, Keppler, Galilei, Correggio, Bernard de Palissy, Lavoisier und zur andern Seite: Homer, Dante, Cervantes, Jeanne d'Arc, Columbus, Denys Papin, Salomon de Caus, Estienne Doler und Jean —, der letzte Name ist nicht ausgeschrieben, sollte es Jean Jaques Rousseau sein? — Ein Stein im Vordergrunde trägt die Inschrift: Man verfolgt und tödtet sie, aber nach langer Prü-

fung errichtet man ihnen Denksäulen zur Ehre der Menschheit. — Als feindliche Mächte sind in allegorischen Gruppen „Elend, Unwissenheit, Rohheit und Heuchelei" personificirt. — Es ist interessant, in wie verschiedener Anordnung die Künstler verschiedener Nationen dieselben höchsten Gedanken dargestellt haben.

Oben tritt man hinter der offenen Säulen-Galerie direct in den zoologischen Garten. Bei dessen Anlage ist mehr auf Landschafts-Gärtnerei, als auf Zoologie gesehen, es waren nur Giraffen, ein Elephant, Vögel und einiges Damwild da, man schien alle Thiere ausgeschlossen zu haben, die Geruch verursachen. Von 4 bis 6 Uhr war Concert bei völlig freiem Eintritt, wenigstens konnten wir kein Cassabureau finden, und selbst ein Concert-Programm wurde uns gratis überreicht.

Am 17. Juli 10 Uhr 50 Minuten Vormittags dampften wir von Marseille ab und langten 3 Uhr in Nîmes an. Zur Zeitersparung blieben wir gleich im nächsten kleinen Hotel, dicht am Bahnhofe, dem Hôtel des Colonies. Ich habe schon oft gefunden, wie gut der einfache Wandersmann in solchen Häusern aufgehoben ist, die kein Reisebuch erwähnt — dies war wieder so ein Fall. Wir wurden freundlich empfangen, gut verpflegt und zahlten für ein gutes Dîner, Wein, Nachtquartier und Service jeder vier Francs. Der Wirth selbst erbot sich zur Führung und ging mit uns den ganzen Nachmittag, gleichfalls für geringe Vergütung. Nimes ist eine vorwärts strebende Stadt, neue Bauquartiere, Kirchen, Brunnen und ein neues Theater geben davon Kunde, interessiren aber nur wenig neben den wunderbar erhaltenen Bauten aus der Römerzeit. Da steht mitten in der Stadt ein römisches Amphitheater, in dem 20,000 Menschen Platz finden, und in welchem jetzt spanische Stiergefechte stattfinden. Auf großen Placaten waren für den 16. Juli sechs spanische Stiere und für den 23. Juli sieben spanische Stiere angekündigt, die in großen,

geschlossenen Käfigen dahin transportirt werden — und die Franzosen finden an der Barbarei Geschmack.

Weiterhin kamen wir an das Maison carré, einen vollständig erhaltenen römischen Tempel, der verschüttet gewesen und 1822 wieder freigelegt ist. Jetzt hat man zwei Drittel des inneren Raumes zwischen den Säulen ummauert und so einen Saal geschaffen, der als Museum dient. Es sind darin eine große Menge Antiquitäten und eine Sammlung meistentheils vortrefflicher Gemälde. Damit ist eine Kunstschule verbunden, und ist dies wiederum ein Beleg, wie viel in Frankreich, selbst in kleineren Provinzialstädten, für Kunst-Unterricht und Kunst-Industrie geschieht. Einer der berühmtesten Maler von Nîmes ist Sigalon († 1837), von dessen Locuste schon gelegentlich des Pariser Salon die Rede war; von neueren ist Jourdan de Nimes und Barbier de Nimes zu nennen. So sehr mich die Galerie angesprochen, so darf ich doch wohl nicht durch Aufzählung von Namen und Bildern ermüden, muß aber zur Charakteristik des Ortes noch erwähnen, daß auch die Dichtkunst dort blüht, in provenzalischer und in französischer Sprache. Einem neueren Dichter, dem Bäcker Jean Reboul, hat man vor den Römischen Bädern ein schönes Marmordenkmal errichtet, das erst kürzlich enthüllt ist. — Zu einer Statue des Kaisers Hadrian bemerkte unser Wirth erklärend: c'est un ancien maire de la ville, es ist ein alter Bürgermeister unserer Stadt.

Die Römischen Bäder sind das einzige mir bis jetzt bekannte Beispiel eines altrömischen Flußbades. Wie müssen wir auch dabei die Solidität und den Geschmack der Anlage bewundern! Wo haben denn wir modernen Völker ein Flußbad, zu welchem das Flußbett durch Marmor-Einfassung in eine für Jahrtausende haltbare Badestelle umgeschaffen wäre? Durch zierliche Säulenreihen, die in dem Wasser aufgerichtet sind, ist eine bedeckte Galerie hergestellt, welche auch an den heißesten Tagen ein kühles, schattiges

Bad ermöglicht. Die Anlage ist nicht von besonderer Größe, auch wird das Wasser nie sehr tief gewesen sein, es ist eben ein lauschiger Platz zur Erquickung in der heißen Sommerzeit. Und die Sommerhitze nimmt hier schon den continentalen Charakter an, nicht mehr gemildert durch die Nähe des Meeres. Um das Bad läuft eine Estrade von Marmor, und dann Promenaden von hohen, dichtbelaubten Bäumen, unter denen römische Hermen stehen. Die Glut der Nachmittagssonne zittert ordentlich in der Luft und von allen Bäumen schrillt tausendstimmig der Gesang der Cicaden.

Weiterhin kamen wir an die Ruinen eines Tempels der Diana. Viel haben die Jahrhunderte daran ruinirt, aber die Pfeiler und das Gewölbe sind so fest, daß die Reste noch weiteren Jahrhunderten trotzen werden. In den Nischen und Seitengängen des Tempelraumes ist von den aufgefundenen Antiquitäten aufgestellt, was der freien Luft ausgesetzt bleiben darf. Es sind die reizendsten Sachen dabei, Porträtbüsten, Götter, Faune u. dgl. Ich will der sinnigen Allegorie wegen nur ein Relief nennen: Saturn, der das Gewand einer verhüllten weiblichen Gestalt lüftet — dies soll heißen: die Zeit enthüllt (oder bestätigt) die Wahrheit. In dem Heiligen Haine, der sich an den Tempel der Diana schließt, ist dem Sohne unserer Zeit Gelegenheit gegeben, sich an Himbeerwasser zu erfrischen, oder auch an Bier, das in einer benachbarten, natürlich deutschen Brauerei gewonnen wird. — Dann führt der Weg bergan, immer in schattigem Walde, bis auf dem Gipfel des Berges die Ruine eines Thurmes, des Tour Magne, erreicht ist, die auch aus den Römerzeiten stammt. Eine gute Wendeltreppe führt hinauf, und von oben hat man den Blick auf ganz Nîmes mit allen seinen antiken und modernen Herrlichkeiten und die weite, grüne Landschaft, wo unter Weinlaub und Ölbäumen freundlich die zerstreuten, unzähligen Massets hervorleuchten, die Sommerhäuser der Einwohner.

Hier ist wohl sein! Hier laßt uns — nein, doch lieber kein Massel bauen — morgen früh geht's nordwärts.

Ein berühmter römischer Aquäduct, der Pont du Gard, liegt ein paar Stunden von Nîmes, es hätte noch einen vollen Tag erfordert, den Abstecher dahin zu machen, darum mußten wir darauf verzichten. Am 18. Juli fuhren wir zehn Stunden über Tarascon, Valence nach Lyon. An Sonnenglut giebt übrigens die Provence wohl wenig Spanien nach, für uns war dies wenigstens die heißeste Fahrt, die wir noch erlebt — oder ob nur an dem Tage die Luft so drückend war. In Avignon sieht man vom Zuge aus das Schloß, wo einst die Päpste residirt; bei Orange sind ferne Alpenhöhen deutlich sichtbar, die wohl erhaltene Ruine eines Thores aus der Römerzeit kann man vom Zuge aus erkennen. Das Gespräch der Mitreisenden drehte sich um die heimischen Hauptproducte, Öl, Seide und Wein, namentlich wurde ein „vin de l'érémitage" als unvergleichlich gerühmt. Die frommen Eremiten haben vielfach dem Weinbau anerkennenswerthe Umsicht zugewendet. Dann passirten wir Chateauneuf, das sehr malerisch von doppelten Bergketten umschlossen liegt und Nachmittags 4 Uhr waren wir aus dem Backofen des Waggons erlöst, wir waren in Lyon.

---

19. Lyon. Genf.

Der Hauptbahnhof von Lyon heißt die Gare Perrache und ist erhöht gelegen, aller Zugang hat also eine Steigung zu überwinden, aller Abgang geht bergab. (Ein Nebenbahnhof, die Gare Brotteaux, dient dem Verkehr einer Vorstadt.) Wir fuhren in das Hôtel Bayard, das in der Mitte der Stadt gelegen und als gut und billig zu empfehlen ist. Dann eilten wir, noch so viel wie möglich von der Stadt zu sehen.

Daß Lyon eine starke Festung, merkt der Laie nicht, da die Hauptwerke weit draußen liegen. Die Stadt wird von zwei breiten Flüssen durchströmt, der Rhone und der Saone, wodurch also die Nothwendigkeit vieler Brücken und die Möglichkeit schöner Straßen am Flußufer reichlicher gegeben ist, als in anderen Städten, die sich mit einem Flusse begnügen müssen. Da nun zudem die äußeren Ufer bergig ansteigen und ganze Stadtquartiere hoch gelegen sind, so bietet Lyon eine solche Fülle von interessanten Ansichten, wie wenige andere moderne Großstädte. Der Gesammt-Charakter ist der einer reichen, gewerbfleißigen, sauberen Stadt; die vielen Brücken sind in den verschiedensten Constructionen von Stein und von Eisen, auch Kettenbrücken; die Kirchen, namentlich die Kathedrale Johannes des Täufers und die Kirche St. Nizier sind interessant genug, ohne jedoch etwas Hervorragendes zu bieten. Wir eilten, noch vor Abend die Höhe zu erreichen, wo das Kirchlein Notre Dame de Fourvières thront. Wie Notre Dame de la Garde ganz Marseille beherrscht, so beherrscht Notre Dame de Fourvières den Blick über ganz Lyon. Man wird in Frankreich jetzt bald dahin kommen, daß keine Erhöhung und kein Bergesgipfel mehr ohne ein wunderthätiges Kirchlein zu denken ist. Wenn das Kirchlein zu klein wird, kann man es dann ja leicht größer machen — so ging es hier. Ein großer Bauplatz war schon geklärt, die Zimmerer und die Steinmetzen an fleißiger Arbeit und die Schwarzröcke gingen emsig vom einen zum andern, um das Werk zu fördern. Ein vacirender Schriftsteller in Genf sagte mir, es seien jetzt in Frankreich 190,000 Mönche, gegen früher 42,000 — ich gebe diese Zahlen mit allem Mißtrauen gegen die trübe Quelle — doch möglich ist's schon.

Daß in der bedeutendsten Handelsstadt eines großen Landes das Rathhaus, die Börse, der Justizpalast und andere öffentliche Gebäude sehenswerth sind, versteht sich von selbst. Wir erfüllten die Touristenpflicht, sie gebührend zu

betrachten und auf dem Wege allerlei kleine Einkäufe zu machen. So kauften wir u. A. ein paar Gläser von dem neu erfundenen verre trempé, die man in den Ofen stellen und auf die Erde werfen kann, ohne daß sie zerbrechen. Als später eines derselben, das diese Proben mehrfach bestanden hatte, zu Haus ruhig auf dem Tische stand, sprang es ohne Veranlassung in tausend Scherben. Die neue Erfindung ist also noch nicht recht sicher. — Der Lockung, von den reizenden Seidenstoffen einzukaufen, widerstanden wir schon der leeren Taschen wegen mit leichtem Herzen, für Damen würde dies sonst die schwerste Aufgabe der ganzen Reise gewesen sein. — Eine Apotheke hatte eine besondere Reclame im Schaufenster, nämlich hundert Bandwürmer, jeder in einer Flasche in Spiritus sauber aufbewahrt.

Überhaupt schien der Medicinschwindel in hoher Blüte zu stehen: in allen Blättern wurde „Silphium" als ein neues, ganz unfehlbares Mittel gegen die Schwindsucht empfohlen, und daß auf der Table d'hôte unseres Hotels „Theerwasser" zu beliebigem Gebrauche stand, war eine Specialität, die ich bis dahin auch noch nie gesehen.

Den letzten Nachmittag widmeten wir dem Museum. Die Errichtung des Gebäudes ist 1806 begonnen und der Fonds der Galerie 1814 durch 209 Gemälde gelegt, welche Napoleon I. zu dem Zweck gestiftet. Sie stammen wohl meistens aus „Eroberungen" her, aber es ist doch ein Zeichen von dem umfassenden Geiste des Corsen, daß er im Lager von Warschau das Edict gegeben hat, welches die Einrichtung der Galerie und Gründung einer Zeichenschule in Lyon anordnete, „damit der Einfluß der Malerei in dieser Stadt sich geltend mache, deren Industrie in directem Rapport mit dieser schönen Kunst steht." Das Museum umfaßt zwei Abtheilungen: Ältere Meister und Ecole Lyonnaise. In der ersten Abtheilung sind übrigens auch moderne, namentlich französische Meister ausgestellt, unter denen mir ein Bild von Louis David unvergeßlich bleiben

wird. Es ist das Bild einer schmächtigen Frau mit ergrauendem Haar, im Kostüm des Volkes der Umgebung von Paris, und stellt eine Tricoteuse der Clubs von 1793 dar — beschreiben läßt sich's nicht, aber der Ausdruck ist unübertrefflich. Sonst sind unter den Alten alle Nationen vertreten, von Deutschen z. B. ein Porträt von H. Holbein, und von Albrecht Dürer ein großes Bild: Maximilian I. und seine Frau Catharina knieen vor der heiligen Jungfrau, welche ihnen Rosenkränze reicht. Unter den Figuren des Hintergrundes ist der Maler selbst mit einer Rolle Papier in der Hand. — Hervorragend sind eine Verkündigung von Guido Reni und ein Stillleben (nature morte) von Murillo. — Was für Zeug aber selbst die größten Meister auf Bestellung manchmal gemalt haben, sieht man an einem Bilde von Rubens „St. Franciscus und St. Dominicus schützen die Welt vor dem Zorne Christi." Christus ist als Donnerer im Begriff, mit Blitzstrahlen die Erde zu zerstören, die von der Schlange umwunden ist, da breiten die Heiligen schützend ihren Mantel darüber! — Und solche völlige Verkehrung jeder christlichen Idee vom Weltheiland und Erlöser malte ein Mann wie Rubens auf Bestellung der Dominicaner in Gent und dann nochmal für die Franciscaner in Brügge!

Die Abtheilung der Lyoner Schule bietet sehr viel Schönes. Da wir ja leider gestehen müssen, daß wir so manches Kunstwerk, so manchen Künstler unseres Vaterlandes nicht kennen, so brauche ich mich wohl nicht zu schämen, daß ich von dieser Schule nie gehört hatte und vollständig überrascht war, daß ihre Werke große Säle füllten. Um einige zu nennen, erwähne ich: Victor Orsel, Thermutis bittet Pharao um die Erhaltung des kleinen Moses — Hippolite Flandrin, Dante mit Virgil im Eingang zur Hölle spricht den Verdammten Trost zu — Etienne Rey, Vienne en Dauphiné: wenn diese Ansicht treu ist, so müssen die dortigen Römerbauten noch großartiger als die von

Nîmes sein. — Ganz von lokalem Interesse sind zwei große Bilder: Pierre Boniroti, Einführung der Seiden-Industrie 1536 aus Piemont in Lyon und Joanny Chatigny, Berühmte Lyoneser, eine Ruhmeshalle von Berühmtheiten lokaler Kunst, Wissenschaft und Industrie. Das Museum trägt die Inschrift: Honos alit artes.

Wir erfrischten uns in einem Schwimmbade in der mächtig strömenden Rhone und promenirten dann in den Alleen, welche den großen Exercierplatz, die Place Bellecour, umgeben. Hier war ein Abend-Concert, Militär-Musik spielte Rossini und Strauß, und bei diesen fröhlichen Klängen beschlossen wir fröhlich die gemeinsame Reise; denn andern Tags wollte mein Freund ohne Unterbrechung mit Courierzug nach Haus und ich wollte nur in Genf noch eine kurze Rast machen.

Früh am 20. Juli ging der Schnellzug vom Bahnhof Perrache in Lyon ab; aber ohne Feuer kommt auch ein Schnellzug nicht weiter. Unsere Locomotive blieb im freien Felde stehen, ehe wir den Knotenpunkt Ambérieu erreicht hatten, wir mußten Geduld haben und zwei volle Stunden warten, bis eine andere kam und uns weiter beförderte. Darüber verloren wir den Anschluß an den günstigen Zug, doch hatten wir nun Zeit, in Genf unsere Briefe abzuholen und einen Schoppen Waadtländer auf fröhliche Heimkehr zu trinken. Halb fünf Uhr Abends fuhr mein Freund ab, und ich war allein in Genf.

Was landschaftliche Schönheit anbetrifft, kann sich doch wohl kein Land mit der Schweiz messen — wenigstens nicht, wenn man die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Genießens mit in Anschlag bringt. Wie nahe liegt hier das Wilde und das Liebliche, das Schauerliche und das Freundliche beisammen — wie unendlich wohl thaten mir die grünen Wiesen, die hohen Bäume, die wonnigliche Frische nach der Glut und dem Staube von Spanien und Südfrankreich! — Welche Wonne war es, am Ufer des

Sees zu sitzen und das abendliche Erglühen des Montblanc zu beobachten, wie die nahen und die fernen Alpen in immer herrlichere Tinten sich tauchten und die höchsten zackigen Schneegipfel wie verklärt und durchsichtig darüber schwammen — bis mit dem Scheiden des Lichtes alles wieder hart und kalt, scharf und weiß dalag. Welche Wonne war es, dies zu genießen mit dem Bewußtsein, daß die große Reise gut beendet und es jetzt nun einerlei sei, ob man morgen oder übermorgen fahre, und mit welchem Zuge! — Wie bedauerte ich, daß mein Freund und Reisegefährte sich diese Erquickung nicht gegönnt und unterdessen weiter im rasselnden Zuge sauste. — Ich brachte mich im Hôtel de la Monnaie unter, das dicht am Bahnhofe gelegen, nett und billig ist, wie ich gern erwähne, da Genf im Allgemeinen als sehr theuer gilt.

Für den einfachen Wandersmann ist Genf nicht theurer wie jede andere Stadt. Ich zahlte z. B. in dem genannten Hotel für sehr nettes Quartier zwei Francs täglich und ließ mir Mittags eine Wassersuppe, Brot und Obst geben, was mit Trinkgeld noch nicht ganz einen Franc kostete. Das ist doch wohl billig genug! — Mehrfach sah ich an sehr nett aussehenden Häusern ein Schild: „Loge à pied" d. h. Quartier für Fußgänger, da wird wahrscheinlich noch billigeres Unterkommen zu finden sein. — Dagegen entsprechen die großen Prachthotels am Quai du Montblanc u. s. w. den höchsten Ansprüchen. So ist für jeden Geschmack gesorgt.

Genf hat auch stets für philanthropische Bestrebungen rege Theilnahme gezeigt. So sah ich Anschläge, die auf ein „Asyl für Obdachlose" und auf ein „Restaurant économique" aufmerksam machten. Letzteres wurde von einer 1873 gegründeten „Société alimentaire" unterhalten, und hatte den Zweck, sorgfältig bereitete Speisen zum billigsten Preise zu liefern, sowohl zum Genuß an Ort und Stelle, wobei ein Saal für Damen und Familien reservirt ist, als

auch zum Abholen. Es kostet dort Suppe 10 cent., Fleisch 35 cent., Gemüse 15 cent., Brot 10 cent., Wein 15 cent., Dessert 15 cent., Käse 10 cent., Kaffee mit Milch 15 cent. Der gewöhnliche Mann speist also Suppe, Fleisch, Gemüse und Brot für 70 cent. (60 Pfennig). — Nach demselben Prinzip, aber mit Ausschluß aller Fleischspeisen, ist 1881 das Vegetarische Restaurant in Berlin begründet. — Noch bedeutend billiger, für 10—20 Pfennig lieferte die von G. Egestorff in Hannover eingerichtete Speise-Anstalt ein nahrhaftes Mittagsmahl, da waren alle Ingredienzien zusammen gekocht. Diese Anstalt hat über zwanzig Jahre bestanden, ist das Muster für viele andere in Deutschland gewesen, jetzt aber eingegangen. Wünschen wir dem Genfer (und Berliner) Unternehmen ein gedeihliches Wachsthum.

Der Boden der freien Schweiz ist stets eine Freistatt gewesen für alle, die mit den religiösen oder politischen Gewalten der Heimat in unlösbare Conflicte gekommen. Ich hatte die Ehre, einen solchen verfolgten Vorkämpfer für Aufklärung und Freiheit persönlich kennen zu lernen. Ich saß in den Promenaden unweit der Universität, als er sich mir vorstellte, er hieß Mr. Rocher und war der directe geistige Nachkomme von Voltaire und Jean Jacques Rousseau, deren Geschäft der Volksaufklärung er mit größeren Mitteln, aber leider geringerer Anerkennung fortsetzte. Er führte den schweren Kampf gegen die Jesuiten muthig weiter, trotzdem er aus Italien und Belgien verbannt und in Frankreich eingekerkert war, und trotzdem ihm selbst in der Schweiz täglich der Dolch des Meuchelmörders drohte! Mit der Aufrichtigkeit, welche die gemeinsame Eigenschaft aller wahrhaft großen Männer ist, theilte er mir mit, daß er als Zeitungs-Correspondent monatlich sechshundert Francs verdiene, und — bot mir schließlich einige Brochüren über die Schandthaten der Jesuiten zum Kauf an. Vergebens machte ich geltend, daß meine bescheidenen Mittel weit hinter seiner brillanten Einnahme zurückblieben und mir darum

den Besitz seiner werthvollen Schriften nicht gestatteten — er nahm der guten Sache wegen einige billige Rücksicht darauf und bot sie mir zu herabgesetztem Preise. Mit Opfer eines schnöden Franken mußte ich schließlich die Bereicherung meiner Bibliothek durch einige welterschütternde Brochüren bewerkstelligen, und als ich nach einem Stündchen desselben Weges zurückkam, sah ich Mr. Rocher auf derselben Stelle einem alten Engländer die Verbrechen der Jesuiten plausibel machen — hoffentlich mit einem bessern pecuniären Erfolge.

Ein anderer Diener der Volksaufklärung verdient sein Brot jedenfalls auf leichtere Weise. Er stellt gegen Abend auf der Promenade ein großes Fernrohr auf und richtet es auf den Gipfel des Montblanc. Alsbald findet sich ein Engländer oder Amerikaner ein, blickt durch und zahlt einen halben Franken. Dann bleiben schon zwei andere stehen, und so bildet sich ein ganzes Häuflein; jeder sieht einmal durch und zahlt seinen halben Franken. Und wenn dann der letzte Sonnenstrahl auf den fernen Spitzen verglommen, dann zieht der Optiker nach einer andern Stelle, richtet sein Fernrohr auf irgend einen Planeten und fährt fort, halbe Franken einzukassiren. Das Geschäft muß sehr gut gehen.

In Genf Sehenswürdigkeiten aufzusuchen ist mir gar nicht eingefallen. Genf mit seinem herrlichen See, den grandiosen Brücken, der lauschigen Rousseau-Insel und dem unvergleichlichen Blick auf den Montblanc ist Sehenswürdigkeit genug. Dazu gewährte ein erquickliches Schwimmbad in den Bains de la jetée und ein Ausflug mit dem Dampfer, wobei sich zwischen Genf und Coppet bei Belvoir der Montblanc am schönsten präsentirt, die gesuchte gründliche Erholung.

Am Abend ist in den Cafés am See reges Leben, man kann dort auch alle großen deutschen Zeitungen lesen, falls die wandernden Musikbanden es gestatten, welche dort die Sorge für Unterhaltung und Bildung des Fremden über-

nehmen. — Ich rettete mich zu wirklicher Musik in den benachbarten englischen Garten, wo die Stadt-Capelle spielte. Das Terrain des Gartens ist erst dem See abgewonnen, „vor 15 Jahre ischt das Wasser noch bis an die Häuser geloffe", hörte ich einen Herrn sagen; es waren die ersten deutschen Laute, die wieder mein Ohr trafen. — Dunkler und dunkler wurden die Umrisse der Landschaft, der Berge, Häuser und Bäume am Ufer, und der Bäume auf der kleinen Landzunge, welche sich in den See hineinschiebt, klar und silbern lag die schöne Wasserfläche da, an den langen Quais flammten die Lichter auf und bildeten lange Garnituren leuchtender Punkte, im Garten rauschten die Fontänen und tönten die Weisen des schönen Orchesters, und leise kamen Schwäne, kleine Boote und selbst kleine Dampfer herangerudert, um vom Wasser aus den Tönen zu lauschen — es war ein lieblicher, wunderherrlicher Abend. Ein schwerer Abschied von Genf!

---

20. Lausanne. Schloß Chillon. Nach Haus.

Sonntag früh um 5 Uhr schon mußte ich den Zugang zum Dampfer „Winkelried" erkämpfen, denn alles strömte zum großen Schweizer Bundesschießen nach Lausanne. Dieser Dampfer führte 1500 Passagiere, an Bewegung war kaum zu denken, wo man stand, mußte man stehen bleiben, andere Dampfer lagen bereit, den ferneren Zustrom aufzunehmen, und so ging es den ganzen Tag. Wie viel Menschen an diesem Sonntage nach Lausanne geströmt sind, weiß ich nicht; das Bulletin officiel giebt an, daß am vorigen Mittwoch und Donnerstag 56,000 Personen mit Eisenbahn und Dampfboot befördert seien und mindestens 10,000 zu Fuß und zu Wagen gekommen. Bis zum Freitag Abend waren 14,000 Festkarten gelöst und in der Cantine für 103,000 Francs Wein verzapft. Vielleicht genü-

gen einem Mathematiker diese „Elemente", um danach die „Bahn" des Festes zu berechnen. Zur Vermeidung von Fehlerquellen muß dabei aber noch berücksichtigt werden, daß außer der Cantine noch unzählige andere Weinquellen sprudelten; so las ich am Café de la croix rousse die Einladung:

Tireurs si vous n'avez pas eu de chance
Un verre en passant vous recompense,

Und solche Gläser „en passant" mögen wohl ungezählte getrunken sein.

Soll ich die Herrlichkeiten der „Festhalle" und des „Gabentempels" schildern? Nein! — Mir gelang das Unglaubliche, in diesem Gewühl einen menschenleeren Ort zu finden, wo ich eine Stunde ganz allein ausruhen konnte — nämlich das Lese-Cabinet. Hier lagen sämmtliche Schweizer, viele französische und von deutschen die Frankfurter und die Illustrirte Zeitung aus, hatten aber keinen Reiz für das Publikum. Unterdeß wurden draußen die mit Extrazug von Lyon gekommenen Schützen empfangen, welche ein Musikcorps mitbrachten, das Nachmittags zum Besten der in der Nordschweiz Überschwemmten concertirte, man kann sich denken, mit welchem Jubel internationaler Begeisterung und Verbrüderung. — Leider erfuhr ich zu spät, daß gleich nachher auch die Deutschen mit der Fahne aus Stuttgart eingetroffen waren, sonst würde ich deren Empfang nicht versäumt haben. Ich hatte nicht vermuthet, daß Deutsche erwartet würden, weil ich in der Cantine keinen Tisch für sie bereit fand. Auf den langen, gedeckten Tafeln war nämlich die Ordnung vorgesehen und den einzelnen Cantonen, wie Bern, Zürich, Appenzell u. s. w., ihre Plätze angewiesen; darunter waren auch vier Tische für Frankreich, ein Tisch für Belgien, ein Tisch für England, ein Tisch für Österreich gedeckt und keiner für Deutschland. Noch dazu waren gar keine Engländer gekommen, und die Passanten sagten: „Die Engländer sein noch nit do!" aber sie wurden

doch erwartet, sie wurden doch mit genannt. Nachher begegnete ich einer echt deutschen Hünengestalt im leinenen Turn-Anzuge und hörte die Worte: „Sie habe doch in Stukert (Stuttgart) Leut genug, die rede könne, warum schicken's denn Keinen her?" — und erwähne ich dies alles nur als Mahnung, daß wir Deutschen auch im Frieden und bei den Festen unserer Nachbaren fröhlich mitthun müssen, wenn wir unsere Nationalität geltend machen wollen. — Als ich in der nächsten Zeitung den befreundeten Namen „Körting" unter den besten Schützen fand, da wußte ich sicher, daß Deutsche da waren. (1881 las ich in den Zeitungen, daß zum Bundesschießen in Freiburg der Schriftsteller Tissot in die Redaction der Festzeitung berufen sei. Das sieht nicht nach Freundschaft für Deutschland aus! — Etwas Ungeschick im richtigen Auftreten, das bei solchen Festen selbstbewußt aber frei von Überhebung sein muß, ist deutscherseits auch wohl mit Schuld.)

Über den Werth oder Unwerth solcher großen Volksfeste sind ja die Ansichten sehr getheilt und ganz gewiß läuft immer manches Unerfreuliche mit unter. Ich selbst muß mich schuldig bekennen, daß ich am liebsten weit davon bleibe, aber doch glaube ich, daß die guten Seiten überwiegen und daß man jedes altherkömmliche Volksfest getreu conserviren sollte. Diese Bundesschießen haben aber für die Schweiz ganz augenfällig eine hohe politische Bedeutung. Da sitzen diese Männer das ganze Jahr in ihren Cantonen, manchmal ganz abgeschlossen in stillen Thälern und auf einsamen Höhen, der eine spricht düitsch, der andere französisch und der dritte italienisch und kaum erfahren sie mal etwas von einander. Dann aber zum Schützenfeste, da strömen sie zusammen und erneuern in gehobener Stimmung das alte Gelübde:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr!

Zwei, drei Tage waren manche Trupps gewandert und

geklettert, um zur Stelle zu kommen, und man muß das Interesse gesehen haben, welches die verschiedenen Cantone an einander nahmen, die Freude, wenn sie sagten: Dös sind Urner, dös sind Appenzeller! — um keinen Augenblick darüber in Zweifel zu sein, daß diese Schützenfeste für die Schweiz eine große, praktische Bedeutung haben.

War das aber auch ein Festplatz in Lausanne! Auf mäßiger Höhe am Berge (die Schießbahn ging über ein Thal hinüber), aber doch so hoch gelegen, daß der Blick über Lausanne mit seiner interessanten Kirche und seinen hohen Giebeldächern hinstreifte über den See und die an den Ufern emporsteigenden Bergriesen. Dann der fröhliche Anblick des alten Städtchens mit Ehrenpforten, Fahnen, Fähnchen, Bändern und Guirlanden geschmückt — kein gemachter Enthusiasmus, sondern von innen heraus, so daß auch nicht das ärmlichste Fensterchen ohne ein Fähnchen oder Kränze mit flatternden Bändern war! Das war ein Rahmen für ein Volksfest, wie ich ihn schöner noch nicht gesehen habe.

Doch nun fort aus alle dem Trouble und Staub, dem Lärm und Gedränge, fort und bergab zum Ufer des Sees nach Ouchy, wo ein kühles, erfrischendes Bad winkt, und dann mit dem nächsten Dampfer weiter nach Vevey, oder Vivis, wie es die deutschen Schweizer nennen.

Der Dampfer hält sich am Lausanner Ufer, die Gegend ist freundlich, reich, weinbewachsen bis dicht vor Vevey. Der Waadtländer Wein ist berühmt und eine kolossale Menge wächst bis an den Fuß der Berge. Bei Vevey nimmt die Landschaft fast plötzlich einen andern Charakter an, wird öde und wild, selbst das Wasser des Sees und die Luft erschienen düster und schwer, beide Stimmungen waren vom Dampfer fast gleichzeitig nach den beiden entgegengesetzten Richtungen zu beobachten. Jetzt öffnet sich auch der Blick auf die Walliser Alpen, der Dent du Midi im Hintergrunde ist wohl einer der graziösesten Berge der ganzen Schweiz. — Wer will es Rousseau in der Begeisterung für

sein Heimatland verdenken, wenn er in der „Nouvelle Héloise" von dieser Partie sagt, es sei die schönste Landschaft, welche jemals ein Menschenauge erschaut — der herrlichste Aufenthalt, dessen Gleichen rund um die Welt nicht zu finden — mich erfreute ein einsamer Spaziergang am See und ein Sonnenuntergang von jenem eigenthümlichen Farbenspiel, wie es vor kommenden Gewittern sich oftmals bildet. Die Gewitter kamen auch in der Nacht und in Zwischenräumen am folgenden Tage; ich wanderte in der frischen Morgenfrühe nach Montreux und Chillon.

Ein Umstand könnte mir die schönen Ufer des Genfer See's gänzlich verleiden, nämlich die unglaubliche Menge von Bremsen, welche auf der Landstraße die Pferde plagen. Jedem Pferde folgten sie in Schwärmen und so wie das unglückliche Thier still stand, fielen sie so dicht darüber her, daß ihm das Blut an den Beinen hinunterlief. Die Kutscher sahen das ruhig an und hatten nicht mal einen belaubten Zweig, um die Blutsauger abzuwehren. Wohl sind Bremsen und Stechfliegen allenthalben und verfolgen die Pferde, aber in dem Maße wie hier habe ich es nie und nirgend sonst gesehen. Ich sollte meinen, hier könnten die Thierschutzvereine eingreifen. Man giebt sich die größte Mühe, Mittel gegen die Reblaus und alle andern Insekten zu finden, welche uns mit materiellem Schaden bedrohen — ob sich die Bremsen vermindern lassen, hat noch kein Forscher untersucht. (Vielleicht verursachen aber die Bremsen auch materiellen Schaden, denn ich las, daß Pauline Lucca ihren Landsitz Goldenberg am Zürichsee der Pferdefliegen wegen verkauft habe. — Bei der Gelegenheit wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß ihr Überhandnehmen mit der „Jauchekultur" zusammen hinge.) Wenn sich aber nichts Radikales gegen diese Plage unternehmen läßt, so muß es doch möglich sein, die Pferde zu schützen. Man sagt, daß eine Abkochung von Wallnußblättern die Fliegen abhielte, wenn die Pferde damit gewaschen würden.

Wenn das erprobt ist, warum wird es nicht in der schlimmsten Jahreszeit zur Pflicht gemacht? Warum muß sich nicht jeder Kutscher wenigstens mit einem belaubten Zweige versehen und die Bremsen damit abwehren, wenn die Pferde still stehen, wenn etwas Wirksameres nicht bekannt sein sollte? Die Schweiz geht ja in so vielen Reform-Bestrebungen voran, mögen ihre Thierschutzvereine auch diese Qual zu mindern suchen.

Hieran knüpft sich noch ein kleines Erlebnis. Vor Montreux hatte ich meinen weißen Schirm benutzt, um ein Pferd von den Bremsen zu befreien und dadurch war er über und über mit Blutflecken bedeckt. Als ich dann in Montreux die Apotheke passirte, fragte ich den Provisor, ob man die Flecken entfernen könne. Er war sofort zu helfen bereit und fing an mit irgend einer Lauge zu waschen. Der Chef kam darauf zu und sagte, was ich mir selbst hätte sagen müssen: Wasser ist besser. Ich ging also an den See und wusch munter darauf los. Und siehe da: alle Flecken verschwanden, nur die nicht, welche der Provisor behandelt hatte. — So geht es gewiß auch mit hundert Krankheiten: bei klarem Wasser würden sie spurlos vorüber gehen, werden sie aber „mit Mitteln behandelt", so fressen sie sich fest und lassen untilgbare Spuren zurück.

Nach einem halben Stündchen ist Schloß Chillon erreicht, es liegt nicht mehr weit vom obern Ende des Genfer See's, wo die Rhone hinein mündet. Es liegt sehr malerisch auf einem Felsen direct im See, vom Lande über eine Zugbrücke zugängig; das Ufer muß hier sehr abschüssig sein, da man angeblich dicht am Schloß bis tausend Fuß Tiefe gelothet haben will. (Diese Ufer-Beschaffenheit erklärt auch die Möglichkeit, daß vor einigen Wochen ein Theil der Promenade und des Quais von Vevey mit schönen, großen Bäumen im See verschwinden konnte.) Aber so hübsch auch das Schloß gelegen, so malerisch seine hochragenden Mauern mit Thürmchen und steilen Dächern von

dem imposanten Hintergrunde sich abheben, die Weltberühmtheit, den ersten Rang unter so vielem andern Schönen, hat es doch nur durch die Romantik erhalten, durch den Zauber von Lord Byron's Gedicht: „Der Gefangene von Chillon."

Dieser Gefangene war der edle Genfer, Franz von Bonnivard. Schon sein Vater Ludwig von Bonnivard war den Märtyrertod in den Glaubenskämpfen der Reformationszeit gestorben. Von dessen sieben Söhnen hatten einer auf dem Scheiterhaufen, zwei auf dem Schlachtfelde für die Freiheit des Glaubens den Tod gefunden. Genf hatte unablässig für seine Freiheit zu kämpfen, der Herzog von Savoyen versuchte stets von neuem, es wieder unter seine Botmäßigkeit, der Bischof, es unter die Herrschaft der Kirche zu zwingen. Als treuer Kampfgenosse der Republik und ihrer bedrohten Freiheit, stand Franz von Bonnivard auf der Wacht. Er wird gerühmt als ein eben so gelehrter wie streitbarer Mann, ein Mann vom reinsten Herzen, größten Geiste und festesten Muthe. Zuerst gerieth er 1519 in die Hände des Herzogs von Savoyen, der ihn zwei Jahre gefangen hielt: dadurch noch nicht gebrochen, sondern nur eifriger im Kampfe für republikanische und religiöse Unabhängigkeit, gab ihn ein widriges Geschick abermals in die Hände seines mächtigen Feindes. Diesmal ließ der Herzog ihn und seine zwei Brüder in dem Kerker von Chillon anketten, wo er ohne Recht und ohne Verhör sieben Jahre, von 1530 bis 1536 zubringen mußte. — Byron führt den Gefangenen redend ein:

In Chillons Kerkern, tief und grau,
Stehn sieben Pfeiler, goth'scher Bau,
Stehn sieben Säulen, alt und dicht,
Erhellt vom trüben Kerkerlicht;
Der Sonnenstrahl, der sich verlor
Und durch die Ritz und Mauerspalten
Gefallen, dort wird festgehalten,
Scheint matt und spärlich nur hervor,
Feucht, wie des Sumpfes Meteor.

An jedem Pfeiler steckt ein Ring,
Und eine Kette hängt daran — —
Man schloß an einen Säulenstein
Uns drei, doch jeglichen allein;
Wir konnten keinen Schritt weit gehn,
Uns nimmer in das Antlitz sehn,
Als durch das bleiche, fahle Licht,
Wo fremd ward jedes Angesicht.
Getrennt — und dennoch im Verein
Gefesselt, in dem Herzen Pein,
Von Licht und Luft so ganz geschieden
War uns ein Trost, ein süßer Frieden,
Daß wir der Sprache Banden lösten,
Uns gegenseitig so zu trösten
Mit neuer Hoffnung, alten Sagen
Und Sang aus frühern Heldentagen;
Bald sollt' auch dieses uns versagen!
Die Stimme ward ein heis'rer Schall,
Des Kerkers trüber Wiederhall,
Ein geller Ton — nicht frei und voll,
Wie er in frühern Tagen scholl:
Vielleicht war's Wahn — doch meinem Ohr
Kam's nie wie eigne Stimme vor.

Rührend erzählt der Gefangene weiter von seinen Brüdern, von dem Jüngsten, dem Liebling des Vaters, der die himmelblauen Augen der Mutter geerbt hatte — der so heiter, so rein und leuchtend gewesen wie ein Polartag, an dem die Sonne nicht schwindet. Und von dem Älteren, dem kräftigen Jägersmann, dem Krieger mit dem ungebändigten Muthe — der nun mit dem Fuß in Ketten Höllenqualen leiden mußte. Dieser erträgt die Gefangenschaft nicht, er stirbt zuerst.

Ich sah's! konnt' ihm das Haupt nicht halten,
Die Hände nicht, die todeskalten,
Umsonst war all mein Ziehn und Beißen
Die Kettenbanden zu zerreißen.
Er starb —

Die Wächter begraben ihn in der kalten Kerkererde und dann welkt auch der Jüngste hin, er, der aller Liebling stets gewesen — er verwelkt ohne Murren, ohne Klageton.

Ich horchte, doch ich hörte nichts —
Ich schrie, mit Schrecken des Gesichts —
Mir schien es hoffnungslos, allein
Nicht ruhen ließ mich Angst und Pein;
Ich rief — es klang ein leiser Schrei,
Ein Ruck riß meine Kett' entzwei,
Ich stürzte hin — er lebt nicht mehr;
Ich stand allein — nur Nacht umher —
Ich nahm die starre Hand in meine,
Ach meine war so kalt wie seine;
Ich war zu schwach mich aufzuheben,
Doch fühlt' ich noch, daß ich am Leben —
Nicht Hoffnung hatt' ich mehr zu erben —
Der Glaube nur ließ mich nicht sterben.

Selbst die Wächter faßt Mitleid, sie bemerken die zersprengte Kette nicht und der Gefangene darf sich bewegen:

Frei konnt' ich nun nach allen Seiten
Durch meine finstre Zelle schreiten,
Und auf und nieder, kreuz und quer
Schritt rastlos ich nun hin und her,
Und rund um jeden Pfeiler, dann
Kehrt' ich zurück, wo ich begann.
Ich grub der Mauer Stufen ein, —
Nicht, daß ich drauf entfliehen wollte;
Denn alles lag ja unterm Stein,
Was mir von Menschen Liebe zollte.
Nein, nur des Fensters Gitterloch
Wollt' ich erklimmen, einmal noch
Mit stillen sehnsuchtsvollen Augen
Den Duft der fernen Berge saugen! —

Endlich schlägt die Stunde der Befreiung, Bern hat das Waadtland erobert und Bonnivards Kerker öffnet sich. Aber das Licht thut seinem Auge weh und die Zeit ist ihm wesenlos geworden — so schließt die Dichtung. — Doch die Geschichte berichtet noch von einem langen, tüchtigen Wirken des Dulders für seine geliebte und befreite Stadt Genf. Sein Vermögen hat er ihr zur Gründung der Universität vermacht und seine Sammlung von Büchern und Schriften gab den Anfang der öffentlichen Bibliothek.

Und die Jetztzeit? Tausende kommen und betrachten mit

angenehmem Grausen die Fußspur im Estrich des Kerkergewölbes, die des Gefangenen Fuß getreten — aus der Zwingburg aber ist ein Artillerie-Depot geworden und die Thür trägt die Inschrift: „Liberté et patrie“ — Freiheit und Vaterland! Die Bonnivards haben nicht vergebens gekämpft und gelitten! — Das dankbare Genf aber hat dem edlen Märtyrer noch kein Denkmal gesetzt. Dem Vernehmen nach fängt ja das neu errichtete Denkmal des Braunschweiger Diamanten-Herzogs schon an zu zerbröckeln, wie wär's, wenn man es sacht vom Sockel bröckeln ließe und dann einen recht soliden Bonnivard auf das Postament stellte! —

So — nun noch zu kurzer Rast hinauf zu dem Kirchlein, das auf mäßiger Höhe oberhalb Montreux gelegen. Dort sprudelt ein klarer Wasserstrahl in ein Steinbecken, und unter mächtigen Bäumen sind schattige Sitze. Von dort schweift der Blick noch einmal über den herrlichen See, die freundlichen Ufer, die tausend Villen, Pensionen, Hotels, die langgedehnten Orte und die himmelan ragenden Alpen. Und dann wieder auf Faust's Zaubermantel zu Haus! Vorüber an Bern und Zürich, über den Bodensee, vorbei an Friedrichshafen, Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt bis nach Hannover. Und wenn ich an die Sonne des Südens wie an ein feuriges Antlitz zurückdenke, so darf ich mit Faust's Worten schließen:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet;
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. —

Wie es dem ehrsamen Bürger ziemt, muß ich aber doch hinzufügen, daß der größte Gewinn von weiten Reisen immer die neu befestigte Überzeugung ist, daß es zu Haus am besten und auf die Dauer kein Wohnort angenehmer ist, als der eigene.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seefeld, Alfred von

Im Fluge durch's alte romantische Land Sommerreise durch Spanien

Leipzig [1881]
Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Ggr.it.o.107
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11748107-0